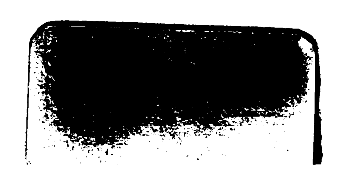
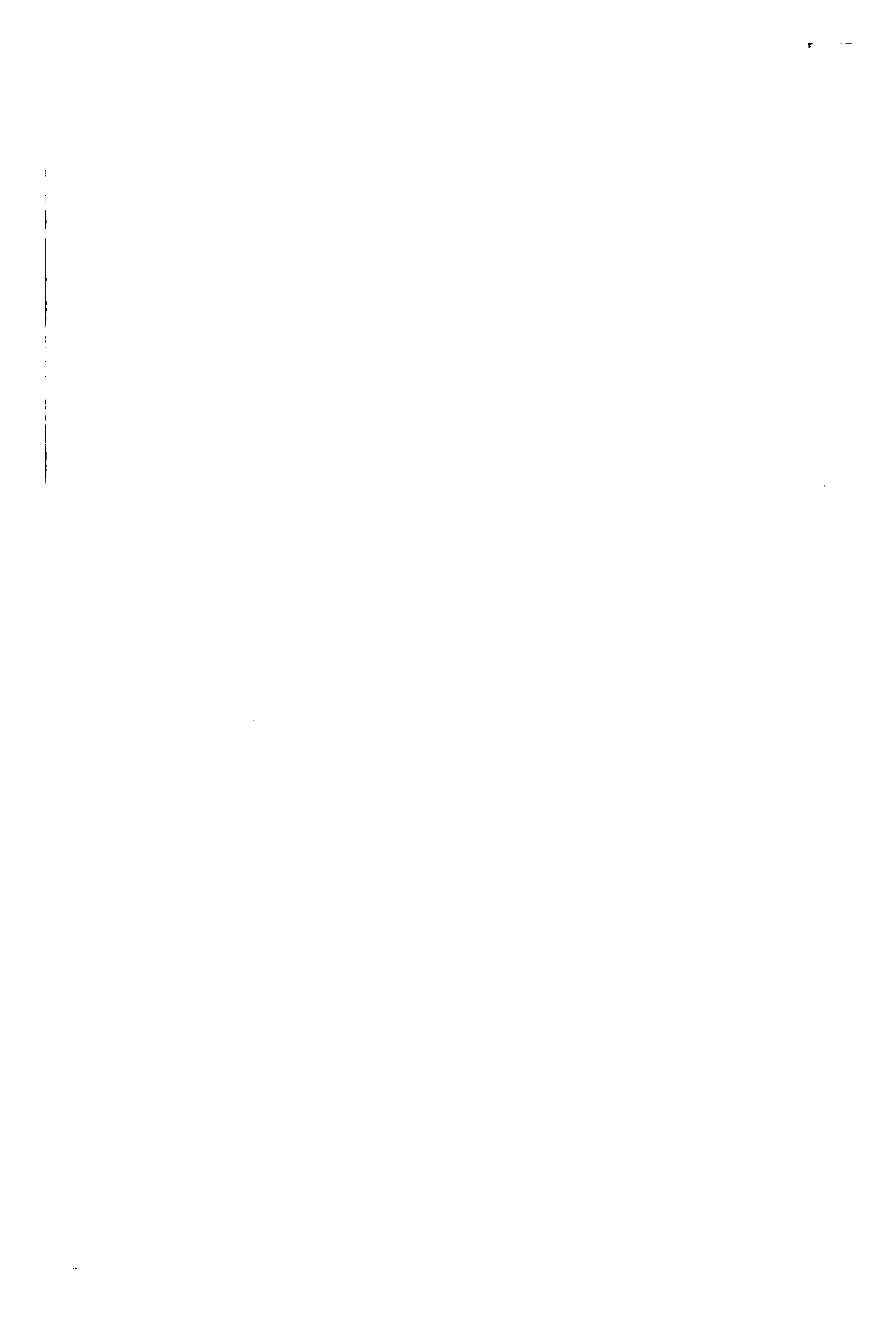
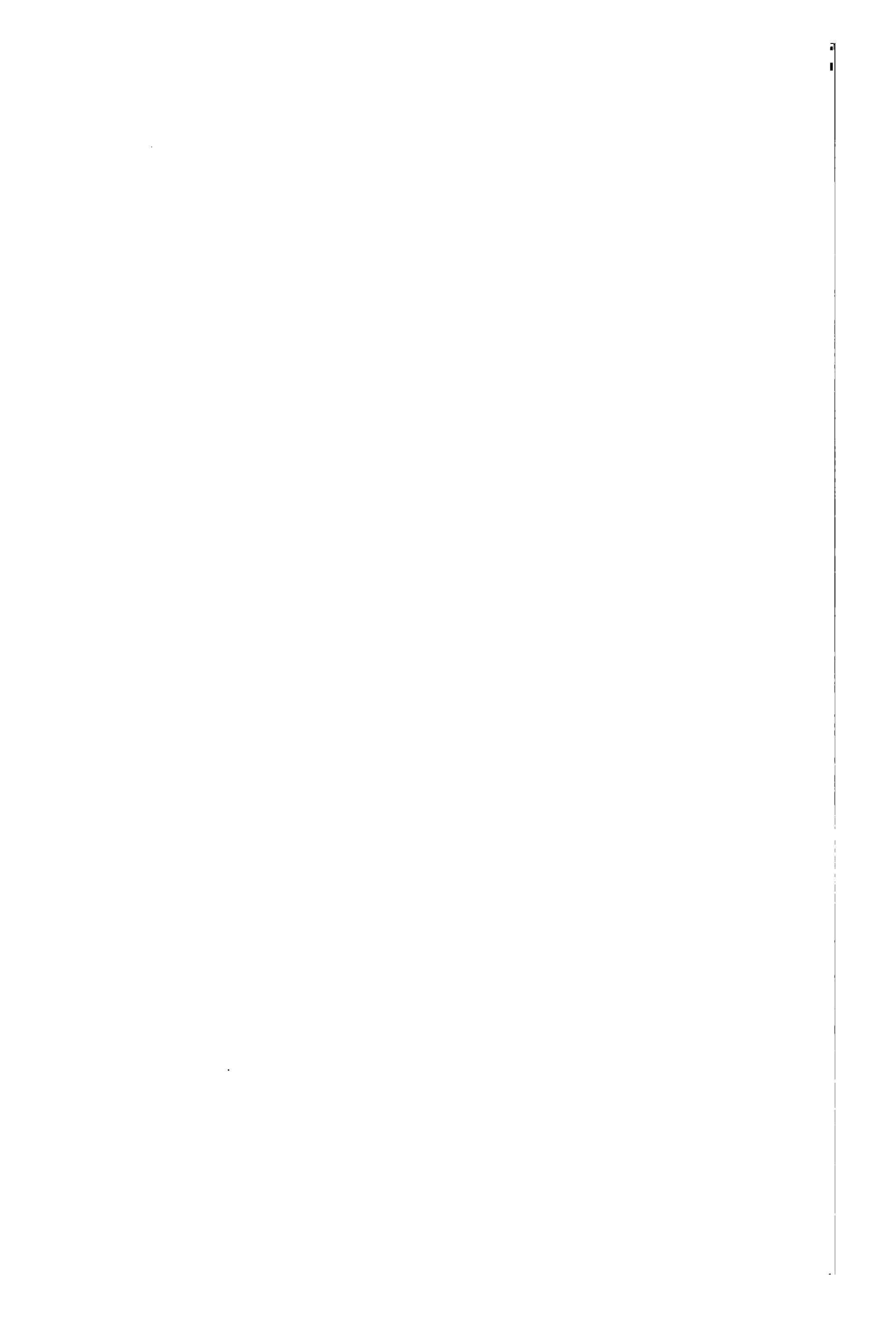














Albert Kalthoff

Vom inneren Leben

Nachgelassene Predigten
herausgegeben von
Friedrich Steudel



Verlegt bei Eugen Diederichs
Jena 1908

Gedruckt in der
Offizin W. Drugulin
in Leipzig

Vorwort

Vielen ist Albert Kalthoff nur als der radikale Umstürzler, der entschiedene Gegner des historischen Christentums, der Vertreter einer einseitig soziologischen Geschichtsauffassung bekannt. Nur die wenigen, die ihm in St. Martini regelmäßig zu Füßen gesessen, lernten in ihm auch den feinen Herzenskündiger, den scharfhörigen Belauscher intimer Seelenvorgänge, den geborenen Seelsorger, wenn wir diese anrüchig gewordene Bezeichnung noch gebrauchen sollen, schätzen und lieben. Und da er die innerer Seelen- und Persönlichkeitskultur dienenden Reden nur im Blick auf seine Gemeinde ausarbeitete, fiel es ihm selbst nie ein, sie durch Veröffentlichung auch einem weiteren Kreise zugänglich zu machen. Seine Freunde und Anhänger aber, die den Dahingegangenen als einen Lebenden und Segnenden auch durch kommende Geschlechter möchten schreiten sehen, halten dafür, daß nichts von dem, was er geschaffen, verloren gehen und den Nachlebenden vorenthalten werden darf. So soll denn unser Geschlecht in den beiden vorliegenden Predigtsammlungen den geistestiefen Mann auch einmal von einer neuen Seite kennen lernen. Es geht ein ernster, strenger, fast möcht' ich sagen pietistischer Zug durch diese Betrachtungen. Und Kalthoff, der noch ganz zuletzt sich offen dazu bekannte, wieviel er seiner einstigen tiefen Beeinflussung durch die Wupperthalsche Frömmigkeit auch nach völliger Überwindung jener Entwicklungsperiode verdanke, hätte gegen diese Beurteilung kaum etwas einzuwenden.

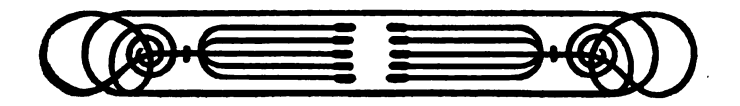
Die erste der beiden Predigtserien wurde im Herbst 1902, die zweite im Sommer 1905, also nach dem Zyklus über

die Religion der Modernen gehalten. Eine dieser Reden war leider im Manuskript teilweise nur in Form einer Disposition niedergeschrieben. Ich suchte, so gut es ging, die knappen Andeutungen etwas auszuführen.

Die treue Gattin Kalthoffs hat die Veröffentlichung der Reden noch selbst angeregt. Aber ein schweres Leiden hinderte sie, mich auch diesmal, wie früher, durch ihre Korrekturen zu unterstützen, und noch vor Erscheinen des Buches, am 19. Februar d. J., ist sie dem Gatten im Tode gefolgt. Wer das Verhältnis der beiden gekannt, weiß, wieviel mittelbarer Einfluß gerade bei Entstehung dieser Reden auch ihr zugeschrieben werden darf.

Bremen, 1. März 1908 Friedrich Steudel


Das menschliche Glück



Einleitung

WENN wir in den höheren Regionen geistiger Bildung eine große Wandlung sich vollziehen sehen, die wir als eine Umwertung aller sittlichen Lebenswerte begreifen, dann bleiben auch die niederen Regionen des Lebens von solchen Vorgängen nicht unberührt, nur daß alles, was da oben dem Menschen zu klarem Bewußtsein kommen will, da unten als dunkler Instinkt sich regt und als unklare Empfindung sich bemerkbar macht. Und wir alle hier sind wohl in irgend einer Weise auf beiden Seiten mitbeteiligt. Mit dem einen Teile unseres Wesens wagen wir uns hinauf in die Höhe, da wollen wir eine geistige Luft atmen, die rein und klar, aber auch dünn und scharf dort oben weht, wir wollen die Welt mit all ihrem Staube zu unseren Füßen lassen und uns das ganze Getriebe des Lebens von einer höheren Warte aus ansehen. Aber mit dem anderen Teile leben wir alle doch da unten, im Ameisengewirr des Tages, wir reden, fühlen, denken, wie es eben alle die Menschen tun, die wir von unserer Höhe aus einen Augenblick tief unter uns gelassen zu haben meinten, ja, ehe wir's uns versehen, haben wir die feinste, ausgemeißelste Geistessprache in die ganz gewöhnliche Sprache der platten Alltäglichkeit übersetzt und bleiben dann auch mit unseren Gedanken an dieser Übersetzung hängen.

Was auf den Höhen des Lebens die Geister beschäftigt als Lebensproblem und Lebensrätsel, als Weisheitsfrage und Herzensfrage, das heißt da unten kurzweg „Glück" oder „Unglück". In dieses Wort gießt der Volksmund alles, was seine Seele zu fassen vermag. Glück: das ist der volkstümliche Name für alle menschlichen Herzenswünsche und Lebenszwecke, für alles, wozu der Mensch „ja" sagt, was er begehrt und erstrebt; das Wort enthält deshalb den ganzen Inhalt der Volksphilosophie und der Volksreligion. Es ist dem Menschen zunächst ganz selbstverständlich, daß er lebt, um glücklich zu werden. Hat er sein Glück nicht gefunden, so hält er sein Leben für verfehlt, und nur die Hoffnung, daß ein unbekanntes Glück doch in der Ferne noch auf ihn warte, hält ihn beim Leben fest. Wozu hat denn Gott die Menschen geschaffen, wenn er sie nicht hat glücklich machen wollen! so lautet die landläufige Beweisführung, mit der der Mensch seinen Glauben an Gott begründet; darum ist das Unglück der volkstümlichste Zweifel an Gott, es ist die allgemeinste, durchschlagendste Anklage gegen Gott. Hier liegen so viele schillernde Gedanken, die dadurch, daß dieselben halbe Wahrheiten enthalten, die Menschen ködern und bei ihren Irrtümern festhalten. Hier finden wir in praktischer Nutzanwendung aufs Alltagsleben die Ausläufer der Gährungen und Bewegungen, die wir auf den Höhen des geistigen Lebens wahrgenommen; wir sind gezwungen, die Ergebnisse unserer religiösen und sittlichen Weltanschauung für den Hausgebrauch, für unseren ganz persönlichen Bedarf zu verarbeiten.

Was ist denn das Glück, das wir so unzählige Male im Leben uns gegenseitig wünschen, das uns selbst als das Ziel unserer Sehnsucht vorschwebt? Ich glaube, wir würden alle einigermaßen in Verlegenheit geraten, wenn wir gezwungen

würden, jedesmal, so oft wir von Glück reden, auch Rede und Antwort zu stehen über das, was wir mit dem Worte meinen. Das Wort gleicht abgegriffenen Münzen, die von Hand zu Hand gehen, aber denen man kaum noch ansieht, welches ihr ursprünglicher Wert gewesen ist. In seiner Vieldeutigkeit ist das Wort uns Dichtung geworden, daß wir in ernsten Augenblicken dasselbe kaum noch zu gebrauchen wagen. Vielleicht würde sogar mancher sich schämen das auszusprechen, was ihm bei seinem Glück vorschwebt; das Wort erscheint ihm gerade wegen seiner Unbestimmtheit und Dehnbarkeit willkommen, sein böses Gewissen mit demselben zu decken. Es gibt ein untermenschliches, tierisches Dasein, das zunächst noch immer in die Bilder unseres Glückes hineinspielt und dieselben gestaltet. Ach, der Mensch ist so entsetzlich genügsam in seinen Ansprüchen an das Glück! Essen, trinken, schlafen, — wenn es hoch kommt, eine gewisse äußere Garantie, daß in absehbarer Zeit die Mittel nicht fehlen, die ihm die Betätigung dieser seiner Lebensbedürfnisse gestatten, eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß es ihm möglich sein werde, in seinen Lebensgenüssen eine Steigerung eintreten zu lassen, vielleicht selbst bis zu den feineren Genüssen, die aus dem Zusammenleben mit den Menschen, mit Freunden, mit Weib und Kind entstehen, oder bis zu den geistigen Genüssen, die Künste und Wissenschaften bieten: das nennt der Mensch sein Glück. Was aber bedeutet das? Der Mensch stellt seine Rechnung dem Leben und betrachtet sich selbst als den anspruchsvollen Gläubiger, das Leben als den ihm verpflichteten Schuldner, und wenn es ihm gelingt, eine Abschlagszahlung auf diese Rechnung zu erhalten, da spricht er von Glück; wo ihm diese Zahlung nicht genügt, wo sie sich ihm vorenthält, da spricht er von Unglück. Je mehr Glück, desto weniger Tat; desto

weniger Willen, denn indem der Mensch sich zum Glück bekennt, das Glück erwartet und sucht, bekennt er sich zu einer Macht, die mit ihm selbst nichts zu tun hat. So ist Untätigkeit der Stempel alles dessen, was die Menschen ihr Glück nennen, das Glück beginnt für sie da, wo ihr eigenes Tun aufhört. Sie fühlen sich um so glücklicher, je weniger sie aufgestört werden in ihrer Ruhe, ihrem sogenannten Seelenfrieden; sie sind glücklich, wenn sie nicht zu denken, nicht zu wollen brauchen, wenn sie nur glauben, genießen, zuletzt nur noch träumen dürfen. Ihr Glück wird eine Illusion, ihr ganzer Anspruch ans Leben geht dahin, daß diese Illusion ihnen nicht zerstört, ihr Glückstraum ihnen nicht genommen wird. — Aber ein Traum kann nicht ständig währen! Aus dem unbewußten, dem halbbewußten Leben ringt der Menschengeist nach Klarheit, und dieses Glück kann das Licht des Tages nicht ertragen. Es ist wie der Gralsritter, der aus unbekannten Fernen zu den Menschen kommt und den Menschen, denen er seine Hülfe leiht, verbietet, nach Namen und Art ihn zu fragen, und es ist eine tiefempfundene ewige Lebenswahrheit, wenn Stuart Mill, der Denker, im Blick auf das Glück seiner Jugend bekennt: frage dich, ob du glücklich bist, und du wirst aufhören es zu sein! Aber uns allen kommt die Stunde, wo wir diese unserem Glück so verhängnisvolle Frage stellen, sie immer dringender, ungestümer, allseitiger stellen, und mit der Frage immer kritischer werden gegen alles, was unser Glück genannt wurde. Da kommt ein Erwachen: was soll all der Schmerz, die Lust? Es ist alles eitel! Dort, wo du nicht bist, da ist das Glück! Und dann kommt der große Weltschmerz, der Schmerz am Leben über die Menschen, die eben noch so glückshungrig, so glücksfroh in die Welt hineingeschaut. Als ob sie Buße

tun wollten für die Zeit, wo sie an ein Glück in ihrem Leben geglaubt, zerpflücken sie jetzt jede Blume, die ihnen am Wege blüht und zertreten die Trümmer dessen, was sie einst Glück genannt, unter ihren Füßen. Sie schwelgen in dem Gefühl der Richtigkeit alles Lebens, sie wissen für ein Glück, das ihnen begegnet ist, zehn Fälle aufzusuchen, auf die Unglück kommt, und sie beweisen es sich und anderen ganz genau, daß das Leben ihnen mehr genommen, als gegeben, daß, wenn es überhaupt Glück in der Welt gebe, sie jedenfalls bei demselben zu kurz gekommen seien. Jeder Wunsch, daß wir das Leben an irgend einer Stelle anders haben möchten, als es ist, jede Klage, daß dieses oder jenes im Leben uns nicht paßt, ist im Grunde auch schon ein Bekenntnis zum Unglück, ein erster Schritt ins Unglück. Denn, wer einmal das Klagen anfängt, findet für dasselbe immer neuen Stoff, und kämen die Dinge wirklich genau so, wie wir im Augenblick sie uns gewünscht, sie würden im nächsten Augenblick doch ihren Stachel im Herzen zurücklassen; unser Glück würde doch nicht halten, was es versprochen, wir wären wieder die Getäuschten, unser Glück würde unser Unglück werden. Ja, so wird die Verwirrung über Glück und Unglück immer heilloser, je mehr wir mit wachem, denkendem Geiste durchs Leben gehen. Was wir Genuß genannt, wird uns eine Enttäuschung, was wir als eine Gabe betrachtet, verlangt von uns ein Opfer. Wer sein Glück im Leben gesucht, hat immer noch sein Unglück gefunden; sein Glück selbst ist sein Unglück geworden, es heiße wie es wolle, es sei so vornehm oder so niedrig, wie wir es nur denken mögen. Kein Geld und Gut, kein Erfolg und Ruhm der Arbeit, keine Liebe und Freundschaft machen da eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel, daß ihr Glück

verschwindet, sobald das Glück in ihnen gesucht wird, daß kein Glück, so hoch und schön wir es uns auch denken mögen, die Frage nach seiner Art verträgt, die Frage, die wir als Menschen doch nicht umgehen können, die sich uns gebieterisch aufdrängt, sobald wir das Tier in uns überwunden haben.

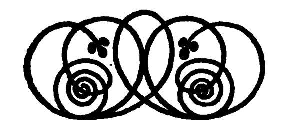
Meine Freunde! Sollte diese Verwirrung nicht doch am Ende für uns schon etwas Heilsames haben? Sollte sie uns nicht dahin führen, daß die Glücksfrage so, wie wir alle von Natur sie stellen, falsch gestellt sein muß? daß es eine bedenkliche Zeitverschwendung ist, wenn wir sie doch immer wieder im Leben gestellt sehen, sie selber so oft noch stellen? Wenn niemand, kein Tor und kein Weiser imstande ist, auch nur für sich selbst zu bestimmen, was sein Glück, das er sich doch erwünscht und ersehnt, denn eigentlich sein soll, – wenn durch ein inneres Gesetz des Lebens alles, was wir als Glück erwünscht, sofort in sein Gegenteil umschlägt, wenn wir es als Glück haben und behalten wollen: muß dann nicht ein anderer Maßstab für das Leben genommen werden als der, nach dem wir doch beständig noch den Ertrag des Lebens für uns werten? Wollen wir dann noch weiter vom Glück reden, so müssen wir demselben einen ganz neuen Inhalt geben, müssen demselben einen ganz anderen Platz im Leben anweisen, als dasselbe bisher an erster Stelle eingenommen. Ja, wenn der Mensch lebte, um glücklich zu sein, dann hätte das Leben wahrlich seinen Zweck gründlich verfehlt, dann hätte ein Gott, der diese Menschenwelt zum Leben gerufen, sich selbst widerlegt, und jener französische Spötter hätte wohl Recht mit seinem Ausspruch, daß die einzige Entschuldigung für Gott die sei, daß er nicht existiere. Aber mit welchem Recht verlangt der Mensch denn auch, daß sein Glück das Ziel und der Sinn des Lebens, auch

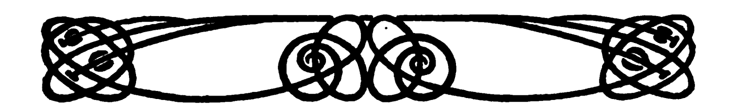
seines eigenen Lebens sein soll! Wo noch kein Mensch imstande ist zu sagen, was sein Glück sei, da sollen doch seine Glückswünsche und Glücksfragen den Lauf der Welt regieren, da will er sich auflehnen gegen diese Welt, zürnen wider ihren Gott und zweifeln an seinem Leben, wenn dieser Lauf nicht nach seinen Wünschen geht, wenn der Weltlauf ihm Unglück bringt? Und doch muß auch in diesem falschen Streben nach Glück etwas stecken, was aus des Menschen ursprünglichem Wesen herstammt, verschleiert und verborgen, entstellt und unfertig noch. So unbestimmt und flach das Wort auch geworden ist, es gibt doch Zeiten, wo wir eine höhere Bedeutung desselben ahnen. Wenn der Mensch zum Menschen spricht: du bist mein Glück! Wenn wir ein unnennbares Empfinden in uns tragen von einem Segen, der in uns einströmt, dann nennen wir's doch auch nur ein Glück, und die ganze Dehnbarkeit des Wortes reicht dann kaum noch aus, das zu fassen, was unsere Seele dabei erfährt. Wie, wenn wir nun, statt den Sinn des Lebens nach unserem Sinne, nach unseren Wünschen auszulegen, lernen wollten, wie das Leben sich selber auslegt, wie es auch unser Leben in den großen Sinn seines Lebens hineinlegt? Alles Leben ist Kraft. Auch sein Sterben vernichtet keine Kraft, setzt sich nur in neue Kraft um. Sein Licht ist Kraft ebensogut wie sein Dunkel, sein Frühling ebensowohl wie sein Winter. Wenn nun Kraft auch der Sinn unseres Lebens, sein Ziel, seine Aufgabe, sein Wert, und damit sein wahres, sein höheres Glück wäre? Dann muß ja das Streben nach Glück in sein Gegenteil umschlagen, weil der Mensch mit seinem Streben aus seiner Bahn gelenkt wird, statt einer Kraft eine Schwäche, eine Ohnmacht, sucht. Dann sollen wir Gott danken, daß alle Glückswege, die die Menschen gesucht,

Irrwege gewesen, daß alle Glückslehren, nach denen sie die Rezepte für ihr Glück haben aufstellen wollen, sich als unmöglich erwiesen. Unser Glück, das ist die Kraft, die Glück und Unglück unter sich zwingt, die Glück und Unglück als die Bausteine behandelt, daran der Mensch seine Kraft üben, als die verborgenen Quellen, aus denen er neue Kraft trinken kann.

Ja, m. Fr., lernen wir nur einmal, die Dinge des Lebens nicht daraufhin anzusehen, wieviel Glück sie uns bringen, sondern wieviel Kraft sie uns geben, dann sind wir schon aus all den Verwirrungen heraus, in die der Glückswahn uns gefangen hat. Unsere Kraft ist Menschenkraft, und des Menschen Kraft ist seine Seele, sein Geist und Herz! Was diese Kraft befreit, was ihr Weite gibt, Fähigkeit, in neue Kraft sich umzusetzen, neues Leben zu bilden und zu schaffen, das allein ist Menschenwert, das allein gibt ihm, wenn wir das Wort dafür beibehalten wollen, sein wahres Glück. Aber damit die Wahrheit der Kraft offenbar werde, muß zuvor der Wahn des Glücks zertrümmert werden. Alles, was uns unfrei macht und klein, was uns festhält in unserer Ohnmacht und uns festhält in unserer Schwäche, das ist unser Unglück, auch wenn es sich unseren Wünschen noch so verführerisch als ein Glück anpreisen wollte. — Darum werden die Betrachtungen über unser Glück in Betrachtungen über unsre Kraft sich wandlen, über die innere Arbeit, die dabei getan werden muß, über die Widerstände, die es dabei zu überwinden gibt, über die Früchte und Wirkungen, an denen diese Kraft erkennbar wird. Das aber ist uns jetzt schon klar, daß, wenn wir unseren Glauben auf die Kraft gründen und nicht auf das Glück, auch das Glück wieder zu uns kommt, ungesucht und ungefragt,

deshalb auch unbegehrt, dazu auch über jedes Suchen, jeden Zweifel erhaben, — daß dann alle die Übel vor unserem Geiste verschwinden, die dieses nebelhafteste und unbestimmteste aller Bilder unseres Geistes, sobald wir eben das Bild fassen, erfassen wollen, beständig im Herzen aufsteigen läßt. Die Kraft, die den Mittelpunkt unseres Lebens und Wesens bedeutet, muß ihr eigenes Recht, ihr eigenes Gesetz und Leben haben; das ist etwas ganz bestimmtes, das können wir genau feststellen, da können wir ganz klar darüber reden, was unsere Kraft vermehrt oder vermindert, was sie bindet oder befreit. — Mit diesem Glauben an die Kraft als an das wahre Glück und die wahre Bestimmung des Menschen, kehren wir dann zurück zu dem Glauben aller Großen im Reiche des Glaubens. Ihnen war das, was wir Glauben und Unglauben nennen, herzlich gleichgültig, sie fragten nicht, ob es ihnen wohlgehen und sie lange leben würden auf Erden, ob die Last, die sie zu tragen haben würden, leicht oder schwer wäre. Aber sie fragten, woher sie Kraft bekämen im Leben. Daß sie kräftig würden, alle die Geisteskräfte des eigenen Lebens, der eigenen Seele zu entfalten, sie zu fröhlichem Wachstum aufblühen, ausreifen zu lassen, — wie es ihnen möglich werde, solche Kraft auch in anderen Menschen zu wecken, sie auf andere zu übertragen, das war ihr Lebensglaube, es war mehr, unendlich mehr als Glauben, es war ihres Lebens Lust und Seligkeit. So möge es auch unseres Glaubens Licht und Stern, unseres Lebens Wert und Bedeutung werden!





Die Pflicht

WIE die Menschen sich das oft gehörte Sprichwort, daß jeder seines Glückes Schmied sei, gewöhnlich zurechtlegen, gehört dasselbe zu den verbreitetsten und gefährlichsten Irrtümern, mit denen die Oberflächlichkeit die Gedanken der Menschen belastet. Sie nennen Glück das günstige Geschick, das ihnen bei ihren Plänen und Wünschen begegnet, es schmeichelt dem Menschen, sich selbst als den Herrn seines Geschickes zu fühlen, die Erfolge, die sein Leben aufzuweisen hat, sich selbst als Verdienst anzurechnen. Lieber wollen die Menschen die handgreiflichsten Wahrheiten des Lebens Lügen strafen und die bittersten Enttäuschungen des Lebens immer wieder durchmachen, als die Aussicht fahren lassen, daß sie es auch einmal dahin bringen könnten, mit gönnerhaftem Selbstbewußtsein auf andere herabzusehen und zu sagen: „seht, so weit habe ichs gebracht, ich, ein selbst gemachter Mann, ein Mann aus eigener Kraft". Und doch muß ein Mensch mit Blindheit geschlagen sein, wenn er nicht sehen will, daß von den Tüchtigkeiten, die in dem einen Falle eine aufwärtssteigende Linie des Lebens begleiten, in hundert anderen Fällen ein noch größeres Maß vorhanden war, und der Weg des Lebens doch bergab ging, bis tief in den Abgrund hinein. Ja wir sehen, daß sittliche

Eigenschaften der edelsten Art, Aufopferungsfähigkeit, peinlichste Gewissenhaftigkeit, Wahrhaftigkeit und Überzeugungstreue in der wirklichen Welt sicher viel öfter Hindernisse als Förderungsmittel zu dem sind, was die Menschen Glück nennen. Es geht eben in der wirklichen Welt nicht so her, wie eine allzubequeme Moral gern glauben möchte, daß die guten, die fleißigen und braven Menschen auch irgendwo zum Lohn für ihre Tugend ihr Glück machen, während die Bösewichter in ihr Verderben rennen. So einfach ist es nicht, die sittlichen Werte bei uns selbst und anderen festzustellen, daß wir nur die sonnigen Lebenstage zu zählen und zu vergleichen brauchten, um an der Zahl derselben einen Maßstab für den Gehalt eines Menschenwesens zu erhalten. Die Wahrheit ist, daß die Geschicke des Menschen sich nicht um die sittlichen Werte bekümmern, daß sie ebensowohl Tod und Verderben in die Reihen der Besten senden, wie sie das Füllhorn ihrer Gaben über die Häupter von Taugenichtsen ausschütten. Der Mensch, der nicht imstande ist, ein einziges Haar auf seinem Haupte weiß oder schwarz zu machen, der ist noch viel weniger imstande, sich selbst den Weg zu schaffen, den er gehen müßte, er ist überall in der Hand eherner Gesetze, die alle seine Tritte leiten und bestimmen, diese Gesetze lassen uns Raum für unser Tun und Lassen, Raum auch für unser Glück, aber sie selbst sind unserer Einwirkung entzogen; weder unsere Moral noch unsere Unmoral ist imstande, dieselben irgendwie aus ihrer Bahn zu lenken. Willenlos und wahllos sind wir in das eherne Getriebe des Lebens hineingeworfen mit unserer Geburt, und wie uns dabei die Lose gefallen sind, so müssen wir sie nehmen. Nicht der Mensch schmiedet sein Geschick, sondern das Geschick schmiedet ihn. Auch wo er meint, seinen Lebensweg selbst bestimmt und

gemacht zu haben, sind doch nur Mächte in ihm wirksam gewesen, die er nicht in seiner Gewalt hat, die ihn gemacht zu dem, was er ist, die ihn bestimmt zu den Entscheidungen, die er getroffen.

Und doch, das ist der tiefere, der bessere Sinn des Sprüchwortes, kann es für den Menschen kein Glück geben, das er nicht selber geschmiedet, kein Glück ohne sein Zutun, d. h. ohne ihn selber; denn er ist nur er selber, er ist nur Mensch als der Tätige, der Schaffende. Nun wir geworden sind, fühlen wir uns auch als Menschen, und der Mensch macht keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß jede Wirkung in der Welt wieder Ursache wird, und daß die neue Ursache, wieder ihre eigene neue Art der Wirkung in sich trägt. So sind wir als Menschen auch Ursachen, lebendige Kräfte, aber wir sind eben Menschenkräfte, die als bewußter Tatendrang und Schaffensdrang sich regen. Wenn wir beim Menschen von Glück reden, so kann dasselbe nur in der Richtung seiner Kraft liegen, auf dem Gebiete seines eigenen Könnens und Schaffens, nicht in dem, was jenseits seines Lebens, seines Bewußtseins liegt, nicht in den Geschicken, die ihm begegnen, nicht in den Mächten, die ihn in seinem Wesen erst geschaffen und sein Können und Wirken beständig bedingen. Was diese Mächte aus uns gemacht haben, das kann unser Glück nicht ausmachen, weil es nie unsere Tat werden, nie unseren Menschenwert bedeuten kann. Deshalb aber können wir selbst nie unser Glück sein, wir selbst jedenfalls nicht so, wie wir als Wirkungen des Lebens vorhanden sind, wie wir so gerne bei uns selbst stehen, an uns selbst haften bleiben, um mit unseren Gedanken, unseren Empfindungen und Entschlüssen uns um uns selbst zu drehen. So wie wir sind, sind wir auch nur unser Geschick, nur Wirkung, nicht Ur=

sache, und je mehr wir das vergessen, desto mehr werden wir auch unser eigenes Verhängnis, unser Unglück werden. Ja, die so überaus liebevolle Behandlung, die wir unserer eigenen Person so gerne angedeihen lassen, sie macht aus allen Geschicken unseres Lebens unser Unglück. Da mögen wir stehen, an welcher Stelle wir wollen, auch das reizvollste Leben wird öde und einförmig, sobald wir es nur als den Hintergrund unserer eigenen Person betrachten. Wir mögen über die bedeutendsten Talente und Naturanlagen, über die beneidenswerteste Ausstattung unserer Persönlichkeit mit den glänzendsten Geistesgaben verfügen, alle diese Lichter erblassen, sie wandeln sich in dunkle Schatten, wenn wir uns selber von ihnen beleuchten lassen und in ihren Strahlen uns sonnen. Wenn wir den unglücklichsten Stunden auf den Grund gehen, die wir gekannt, den Stunden, wo ein Gefühl der Ohnmacht, der eigenen Nichtigkeit und Wertlosigkeit uns überkommen, daß wir uns selbst zum Verdruß geworden und uns fragen mußten, wozu sind wir denn noch auf der Welt? dann waren es die Stunden, in denen wir es gewahr wurden, daß wir uns selbst in unseren Augen eine Wichtigkeit beigelegt, die sich in eitel Dunst aufgelöst. Auch der größte Mensch ist doch zu klein, zu winzig, als daß er den Mittelpunkt der eigenen Gedanken zu bilden, seine eigene Gedankenwelt auszufüllen imstande wäre. So reich ist kein Mensch, daß er nicht schließlich jämmerlich verarmte, wenn er von den Schätzen seines eigenen Ich's leben und zehren wollte, und das erst ist Unglück, das seinen Namen verdient, daß dem Menschen seine innere Haltlosigkeit offenbar wird, daß er eine Zeitlang sich selbst verzehrt, nur von sich gelebt, und dann die große Hungersnot über ihn kommt, weil er in sich nichts mehr zu verzehren findet.

Und doch ist unser ganzes Leben von Grund aus darauf

angelegt, daß der Mensch von sich selbst mit seinen Gedanken nie loskomme, daß er sich selbst beständig in den Mittelpunkt seiner Gedanken stelle. Unsere pädagogische Weisheit hat schon in die Kindesseele den Stachel hineingetrieben, daß sie nur ja keine reine Freude habe an dem Wachstum und der Übung der kleinen Kraft, daß sie nicht mit freier Lust hineinschaue in eine Welt neuer Gedanken und mit reiner Liebe sich hingebe an ein reiches, schönes Leben, das vor dem Kindesgeiste ersteht. Das alles hat nur Wert, sofern es den Ehrgeiz und die Selbstsucht des Kindes reizt, sofern es dem Kinde eine Waffe gibt, andere zu übertreffen, sich selbst ein Lob zu bereiten, einen höheren Platz, eine überlegenere Zensur zu erwerben. Ja, ehe das Kind noch erfahren, daß eine Kraft des Glückes und des Lebens in jeder neuen Wahrheit, die es erkennt, in jeder Entfaltung seiner Kraft, die es übt, beschlossen liegt, sind schon Lob und Beschämung ihm hingestellt als die ausschlaggebenden Mächte seines jungen Lebens. Wie soll der Mensch da später lernen sachlich denken und empfinden, wenn er in zartester Kindheit darauf dressiert ist, alles persönlich zu schätzen und zu werten? Was die Schule begonnen, das setzt bald das Leben fort, ja, die Schule hat sich nur dem Zwang der Lebensgewohnheiten angepaßt, sie ist in den Strudel der Lebensverirrungen mit hineingezogen worden. Denn eine Verirrung ist doch die furchtbare Hetzjagd, die wir heute Leben nennen, wo jeder sich selbst peitscht bis ihm der Atem ausgegangen ist, nicht weil er ein Ziel vor Augen hat, das groß und menschenwürdig vor ihm steht, nicht weil eine eigene große Kraft in ihm frei werden und sich betätigen will, sondern weil er vornan stehen, andere hinter sich lassen, von anderen bewundert, beneidet sein will. — Meint ihr, dieses Menschen zerreibende,

Menschen verzehrende Hasten und Treiben sei notwendig, weil nur dadurch die höchste Entfaltung der Menschenkraft ermöglicht werde? Nun, ich würde doch verzweifeln an allem, was ich für gut und groß in der Menschenwelt gehalten, wenn ich nicht glauben wollte, daß der Mensch in freier Hingabe an eine große Aufgabe mehr und besseres leiste als der Sklave, der unter der Peitsche des Treibers steht. Wer ist denn der größere, der bessere Künstler, der dem freiem Zuge des Herzens folgend sich völlig vergißt über seinem Werk, oder der, der bei seinem Werk an die Vorteile und Ehren denkt, die es ihm, seiner Person, seinem Namen bringen werde? Wer ist der Mann, der der Wissenschaft ihren Ehrenplatz im Reiche des Geistes sichert und bewahrt, der Titeljäger und Ordensjäger, oder der stille Gelehrte, der in seiner Klause den Rätseln des Lebens nachsinnt und keinen höheren Lohn verlangt als die reine Freude, eine neue Wahrheit erkannt, ihr Licht und Leben gegeben zu haben? Wißt ihr, warum so viel Schwäche und Ohnmacht, so viel Unfreiheit und Unglück unter den heute lebenden Menschen zu finden ist? Weil so viel Selbstsucht in der Welt ist, weil uns von Anfang an gelehrt ist, alles in der Welt rein persönlich zu nehmen, all unser Sinnen und Denken, unser Tun und Lassen nur auf uns und unser Ich zu beziehen. Weil wir das getan haben, sind uns die Kräfte ausgegangen, die uns über uns selbst erheben, und selbst die feinsten Gebiete unseres Seelenlebens sind von dieser Selbstsucht mit ergriffen. Eine versteckte Eitelkeit schaut aus dem entlegensten Winkel unserer Seele; es muß bei allem, was wir tun, etwas abfallen für uns selbst, ein bißchen Weihrauch, eine kleine Bevorzugung, und wenn die anderen uns den Weihrauch nicht streuen, dann tun wir es selber, und seine Wolken umnebeln unsere Seele

mit seiner Narkose betäuben wir unsere beste Menschenkraft. — Wollt ihr einmal glückliche Kinder? Was ihr sonst für sie tun könnt, um ihr Glück zu finden, das ist zweifelhaft, das alles kann später ebensogut ihr Segen wie ihr Verderben werden. Aber lehrt sie, aufgehen können mit ihrer Person in eine Sache, die sie treiben, laßt sie erfahren die reine Freude des Schaffens und Wirkens, ohne zu fragen, was habe ich davon! Dann können eure Kinder nie unglücklich werden, sie haben auch in ihrer Schwäche noch eine Fülle von Kraft, die stets und überall für sie noch ein Glück, eine neue Kraft in Bereitschaft hat.

Glücklich ist immer nur der, der etwas kennt, das größer ist als er selbst, ein Ideal, das vor ihm steht, über ihm steht, das ihn zu sich emporhebt und für sich begeistert. Darum haben auch wir nur so viel Glück, als wir uns selbst vergessen können, um uns opfern zu können für eine Lebensaufgabe, die uns ganz in Besitz genommen. So habe ich Menschen im Kampfe des Lebens fallen sehen, die mit lachendem Auge noch dem Tage der Freiheit entgegengejauchzt, den sie mit ihren Wunden hatten schaffen helfen. Ich habe Müdlinge gesehen, die am Wege zusammenbrachen, deren Herz aber jubelte, weil der Weg, den sie gegangen, der so steinicht und dornenvoll gewesen, doch nach oben geführt, aus den Tälern und Niederungen zu den Gipfeln und Höhen des Lebens. Ja, eine große Sache, das ist immer eine Sache der Menschheit, wer ihr dient, der wird selber groß, er bekommt eine neue Wichtigkeit, das Gewicht einer Verantwortlichkeit, daß auch er mit seinem kleinen Leben berufen ist, ein Mitarbeiter Gottes zu werden, daß er Worte reden darf, die einen Ewigkeitsgehalt in sich tragen, Werke vollbringen, die als Samenkörner ewigen Lebens in diese Erde

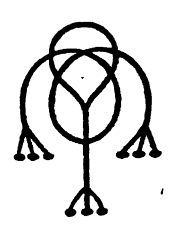
gelegt werden. Solche große Sachen, die den Anspruch erheben, daß der Mensch sich ihnen ganz und gar unterordne und einordne, die dafür aber auch den Menschen zu sich erheben und durch sich adeln, wir nennen sie kurz und bündig Pflichten! — Pflicht ist jede Forderung, die irgendwie in Zusammenhang steht mit den Idealen der Menschheit, mit den Zielen, die wir als Menschen einer vollen und freien Entfaltung des Menschenwesens gesteckt sehen, sie ist immer größer als wir selbst, immer besser als wir selbst, und umfaßt doch auch uns selbst, leitet und segnet auch uns selbst mit ihrem hehrsten Gebot. Sie stellt uns jeden Augenblick vor die Entscheidungsfrage, ob wir ihr Treue bewahren, unsere Kleinheit durch ihre Größe wandeln lassen, oder ihr den Dienst kündigen und ihre Größe in unsere Kleinheit hinabziehen wollen. In unserer Pflicht befreien wir uns von dem Geschick und dem Gesetz seiner ehernen Notwendigkeit, das Geschick wird selbst unsere Tat, die Notwendigkeit wird unser Wille, unsere Freiheit. Unsere Pflicht ist eben auch die unsrige, und nur die unsrige. In ihr leisten wir mit unserer Person unseren Beitrag für die Sache des Lebens, die Sache Gottes. Darum kann kein Mensch uns unsere Pflicht abnehmen, keiner aber auch sie uns vorschreiben und gebieten. Was unsere Pflicht sei, das können wir nur allein entscheiden, wie wir auch allein dieselbe erfüllen können. Nichts, was von außen an uns herantritt, kann einen Ersatz der Pflicht uns bieten, oder von unserer Pflicht uns dispensieren. Die Wandlungen der Geschicke mögen unsere Pflichten wandeln, — daß wir auch ihnen gegenüber von der Pflicht uns leiten lassen, das können sie uns nicht wandeln. Menschen können uns loben oder tadeln, uns lieben oder hassen, danach mag der Weg unseres Lebens leichter oder schwerer für

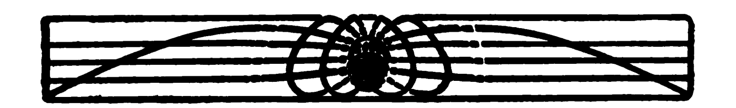
uns werden, aber unsere Pflicht hat mit Lob und Tadel, mit Liebe und Haß der Menschen nichts zu tun, die ist ganz allein unsere Sache, und je weniger wir uns in dieselbe hineinreden, hineinpfuschen lassen von andern, desto besser, desto reiner und größer ist sie für uns.

Es gibt kein Glück außer unserer Pflicht, wohl gar gegen unsere Pflicht, denn unsere Pflicht ist die Kraft, die uns erlöst und befreit von der Qual der Vereinzelung, von Wahn und der Lüge der Selbstsucht, sie ist die Lust, die Seligkeit, die der Mensch empfindet, wenn er sich gewürdigt sieht, über sich selbst hinausschauen, hinauswirken zu dürfen. Deshalb ist in der Tat doch ein jeder seines Glückes Schmied, weil, wenn er nicht selbst seine Pflicht tut, sie niemand für ihn tun kann, und wenn er sein Glück nicht in seiner Pflicht findet, er es sonst nirgends finden wird.

Meint ihr, das sei eine harte Rede, bei der doch der Mensch zu kurz komme mit seinem persönlichsten Leben und Empfinden? Ach nein, solche Härte birgt in sich das Geheimnis reinsten Menschenwesens, sie ist nur ein anderer Name für jede Gesundheit und Größe, für die der Mensch die Bestimmung in sich trägt. Ihr habt wohl schon erfahren, wie glücklich ihr im bittersten Unglück wurdet, wenn ihr eine Pflicht klar vor euch sahet, wenn ihr überhaupt nur wußtet, es gibt im Leben noch Pflichten, die gebieterisch ihre Erfüllung von uns verlangen! Das aber ist das Große, das Glückliche im Leben, daß wir eigentlich um solche Pflichten nie verlegen zu sein brauchen, weil jeder Augenblick dieselben in sich trägt. Oder sind denn keine Menschen mehr in der Welt, die ihren Anspruch an uns zu erheben haben? Nun, dann wäre es ja unsere erste Pflicht, solche zu suchen, die Enge zu durchbrechen, die wir selbst in unserem Leben geschaffen haben, Worte in uns zu

bilden, die wir anderen sagen und geben können, Worte der Kraft und der Wahrheit, der Liebe und der Gemeinschaft! Schätze der Erfahrung, der Hoffnung und des Vertrauens in uns zu sammeln, aus deren Reichtum wir dem Dürftigen geben, Hungernde und Durstende satt machen könnten! Pflichten sind das einzige, was für den Menschen nie ausgeht, was sich immer für ihn erneut und verjüngt. Darum aber erneut und verjüngt der Mensch sich auch in ihnen, darum wird er durch sie eine Wirkung und eine Ursache zugleich, geschmiedet im Feuerofen des Lebens, und doch der Schmied, der selber den Hammer schwingt, um neue Werkzeuge zu schaffen zur Arbeit des Menschengeistes.





Selbstschätzung

DAS Glück des Menschen wandelt und entwickelt sich mit dem Menschen selbst. In der tierischen Daseinssphäre heißt Glück für den Menschen Genuß. Seine höchste Lebensaufgabe besteht darin, in schnellem Laufe möglichst viele duftende Blumen am Wege zu pflücken und sich darin zu üben, allem im Leben möglichst noch eine gute Seite abzugewinnen, eine Seite, wo auch die Schatten nur dazu dienen, dem Lichte einen intensiveren Reiz zu geben, wo auch Hunger und Entbehrung, Arbeit und Kampf nur eingelegte Pausen bedeuten, in denen die Genußfähigkeit sich erholt von ihren Anstrengungen und neue Kräfte sammelt zu gesteigertem Genuß. Aber der Genuß betrügt doch zuletzt den Menschen um sein Glück, weil der Mensch über denselben emporwächst, weil er nicht mehr von fremder Gnade leben will, sondern ein eigenes Dasein verlangt, das Bewußtsein eines eigenen Wertes, mit dem er selber eintritt in die Reihe der tätigen, schaffenden Kräfte des Lebens. Dieses Bewußtsein findet indes auf jeder höheren Stufe seiner Entwicklung seine Schranken an den ewigen Gesetzen des Lebens, von denen es auf allen Seiten gehalten wird an den Geschicken, gegen die der Mensch wohl anstürmt, über die er sich hinwegträumt und hinweglügt, an deren Lauf er aber nicht das geringste zu ändern vermag. So bleibt

ihm mit dieser Erkenntnis nur noch ein Gebiet übrig, auf dem er seinen Wert betätigen, sein Glück finden kann: das Gebiet der Pflicht, eben das Bewußtsein, daß wir mit unserem menschlichen Tun einen Zusammenhang schaffen zwischen unserem kleinen persönlichen Leben und dem großen Leben der Menschheit, daß unser Dasein im großen göttlichen Bereiche des Lebens eine Aufgabe zu erfüllen hat, die über und vor uns steht, eine große Sache, die auch unserem Leben Gewicht, einen göttlichen Beruf und einen ewigen Wert verleiht. — Aber wieder stehen wir vor einer neuen größeren Frage! Wenn unser Glück nicht im Genuß, sondern in unserer Kraft, nicht in unserem Geschick, sondern in unserer Pflicht zu suchen ist, wartet da nicht ein neues Unglück auf uns? Werden wir nicht, je ernster wirs mit unseren Pflichten nehmen, um so mehr das Mißverhältnis fühlen zwischen unserem Wollen und unserem Können, zwischen der Größe der Pflicht, die wir vor uns sehen und der Kleinheit unserer Kraft, die wir in uns fühlen? Es ist die Frage der Selbsterkenntnis und Selbstschätzung, die hier als die Frage des Menschenglückes auftritt.

Zu solcher Frage sind wir wohl um so mehr berechtigt, als wir doch alle zu den kleinen, bescheidenen Menschengeistern zählen, die wie der Mann im Gleichnis, als Mitgift des Lebens nur ein Pfund erhalten haben, im Unterschiede zu den bevorzugteren Geistern, die das doppelte oder gar fünffache an Kraft mitbekommen. Wir meinen, das sei wohl ein Trost und ein Glück für die Großen, so im Vollgefühl der eigenen Kraft wirken und schaffen zu können, da lohne es sich noch, von einem Glück zu reden, das mit der Erfüllung der Pflicht über den Menschen komme. Aber solche Befriedigung sei eben nur eine Ausnahme, und für uns, die wir

die Regel bildeten, sei das unseres Lebens Qual und Not, daß es nicht der Rede wert sei, was wir mit unseren schwachen Kräften zu leisten vermöchten, und daß, wo wir einmal wirklich etwas Größeres unternommen, wir auch sofort um so peinlicher in das Gefühl unseres Nichts zurückgeschleudert würden. — Doch auch diese Frage führt uns nicht abwärts, sondern aufwärts, sie ist kein Einwand gegen das Glück, sondern der Weg zu einer Lebensanschauung, wo wir nur reicher an wahrem Menschenglück werden. Gewiß, nicht nur des Lebens Güter, sondern auch die geistigen Gaben und Kräfte sind unter dem Geschlechte der Menschen arg ungleich verteilt. Ohne sein Verdienst ist der eine reich ausgestattet mit allen Vorzügen des Geistes und Herzens, er verfügt von Hause aus über eine Menge Talente, die ein unschätzbares Kapital für ihn bedeuten, ohne sein Verschulden ist der andere von vornherein im Leben zurückgesetzt, belastet mit allem, was sein Fortkommen hindern muß, zu schwach, die Widerstände des Lebens, die ihm auf allen Seiten entgegentreten, zu überwinden. Aber diese Verschiedenheiten und Ungleichheiten unter den menschlichen Begabungen stehen doch nur so lange als das traurigste Rätsel des Menschenlebens vor uns, als wir die Menschheit nur in ihren einzelnen Bruchstücken, jede menschliche Persönlichkeit nur für sich betrachten und sie ebenso mit den einzelnen menschlichen Persönlichkeiten wieder vergleichen. Die Sache sieht gleich anders aus, wenn wir unser Auge über das Leben der Menschheit im großen und ganzen schweifen lassen und die Menschheit als ein unendliches, in allen einzelnen Teilen unter sich zusammenhängendes Leben erschauen. „Betrachtet nur", sagt einmal Schleiermacher in seinen Reden über die Religion, „den Genius der Menschheit als den vollendetsten und allseitigsten Künstler". „Auch wo

er nur die Farben zu versuchen und den Pinsel zu schärfen scheint, entstehen lebendige und bedeutende Züge, einige sind der erhabenste und treffendste Ausdruck des Schönsten und Göttlichsten, andere sind nur groteske Erzeugnisse der originellsten und flüchtigsten Laune eines Meisters". — Jedenfalls würde das Bild der Menschheit im ganzen ein gar trübes und trostloses, wenn dasselbe eine Verteilung der geistigen Gaben nach dem Maßstabe der Gleichheit, den wir Gerechtigkeit nennen, aufzeigen würde. Das wäre das Bild einer Landschaft, in der alle Bäume gleich groß und dick, gleich an Farbe und Laub daständen, wo es keine Höhen und Tiefen, keine Berge und Abgründe gäbe, eine Welt, in der alles Fabrikware, alles über einen Leisten geschlagen, nach einer Schablone gearbeitet sein würde, nicht das Werk einer ewigen, in ihrer Fülle nie versiegenden Schöpferkraft. — Und selbst, wenn wir all das Kleine und Unbedeutende, ja alles Häßliche und Gemeine nur als den Hintergrund gelten lassen wollten, der notwendig erscheint, damit das Große und Schöne um so wirkungsvoller sich abhebe, so würde doch diese Lebensbetrachtung noch ungleich erfreulicher sein als die andere, die mit Gott hadert, daß er nicht alle Menschen gleich geschaffen, ihnen wenigstens nicht allen die gleiche Anzahl Pfunde in die Wiege gelegt. An dem Glück solcher Lebensbetrachtung würden ja nicht nur die großen und reichen Geister, sondern ebenso auch die kleinsten und ärmsten Teil haben können, die Bedingung dafür wäre für alle die gleiche, für alle auch erfüllbar, sie alle müßten nur aus ihrer Vereinzelung heraustreten und als Glieder am großen gemeinsamen Leibe der Menschheit sich fühlen. — Aber die Sache liegt doch noch etwas anders, noch wesentlich glücklicher. Es ist in Wahrheit eine gar oberflächliche Schätzung, nach der die Menschen

die Ungleichheit der Gaben und Kräfte unter den Menschen beurteilen. Es geht eben beim Menschen wie in der Natur. Je feiner und allseitiger der Sinn für die Wahrnehmung des Naturlebens ausgebildet ist, desto reicher wird die Fülle des Schönen, die dem Menschen in der Natur entgegentritt, desto kräftiger macht auch das Kleine und Kleinste in ihr seinen Wert geltend. Leuchtende Gluten, überragende Firnen, unabsehbare Weiten, das alles weckt dem Menschen wohl zuerst das Auge, das den Lebensspuren der Welt nachzugehen sich anschickt. Aber dürftig und roh bleibt doch der Sinn, dem nur das Eindruck macht, was fremd und übermächtig auf ihn einstürmt, der vom wundervollsten Spiel des Lebens, das ihn in jedem Augenblick umfängt, unberührt bleibt, und in blühender Heide, in winzigem Moose des Lebens Pracht und Herrlichkeit nicht zu schauen vermag. So können uns auch die Menschen dauern, die erst einen Riesen sehen müssen, um Respekt vor dem Menschen und seiner Größe zu bekommen. Sie verbauen sich selbst den Weg zu dem, was sicher zum reinsten und schönsten Glück auf Erden gehört, im Leben aller derer, die wir so gern als die kleinen Leute zu bezeichnen pflegen, die Wunder des echten und ursprünglichen Menschenwesens zu entdecken. Es ist doch nur unsere Kurzsichtigkeit, die in den kleinen und allerkleinsten Existenzen, den geistigen Krüppeln und Zwergmenschen, nicht mehr eine Offenbarung des ewigen Lebens, das auch ihre Adern durchflutet, nachzuweisen vermag. In so manchen von ihnen, an denen wir achtlos, vielleicht naserümpfend vorübergehen, würde uns, wenn wir nur stille ständen bei ihnen und ihnen nachforschten, eine erquickende Reinheit des Herzens, eine seltene Erhabenheit und Innigkeit des Seelenlebens überraschen, und selbst in den Häßlichsten unter ihnen würden wir doch noch einen Reiz

der Ursprünglichkeit, eine Eigenart des Lebens auffinden, wie kein Künstler dieselbe den Werken seines Geistes einzuhauchen imstande wäre.

Wenn dem aber so ist, dann sollen wir uns doch besinnen, ehe wir über das Maß unseres Unvermögens uns unglücklich fühlen, und klagen, wir sind zu kurz gekommen im Leben, wir haben nur ein Pfund erhalten. Der Maßstab, den wir bei der Schätzung anderer anlegen, muß doch auch für uns selbst, für unsere Selbsterkenntnis und Selbstschätzung gelten. Auch für uns selbst dürfen, ja müssen wir das Recht in Anspruch nehmen, daß unser Wert eben ganz und gar als der unsrige behandelt, daß die Ausrüstung, die wir fürs Leben erhalten haben, nicht im Vergleich mit diesem oder jenem einzelnen neben uns, sondern im Zusammenhange des ganzen Lebens geschätzt werde. Dann aber ist es besser, tausendmal besser, daß wir die Schranke unserer Persönlichkeit klar erkennen, als daß wir uns in ein Phantasiebild hineinträumen, in welchem wir uns ausstatten mit den glänzendsten Gaben und Tugenden, von denen wir aber in Wirklichkeit keine einzige besitzen. Das sind wohl die wahrhaft unglücklichen Menschenkinder, die ihre ganze Existenz darauf gründen, vor sich und anderen scheinen zu wollen, was sie nicht sind. Ein Mensch, der das tut, was er kann, ist immer etwas Tüchtiges und Großes, auch wenn der Kreis, in dem er wirkt, noch so klein sein mag. Ein Mensch aber, der sein Leben an Dinge setzt, zu denen ihm nun einmal die Kraft versagt ist, bleibt ewig ein Pfuscher, nach außen hin eine lächerliche Erscheinung, für sich selbst eine gebrochene Existenz, ein von Grund aus verfehltes Leben. Es ist gar nicht zu sagen, wie viel Elend und Jammer über die Menschen kommt, die immer das sein möchten, was sie nicht sind und nicht sein können, und darüber das Licht verlöschen lassen,

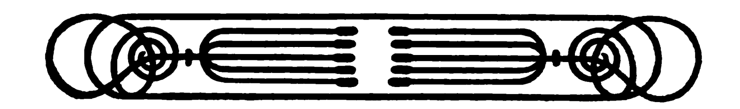
das aus ihrem Leben ihnen selbst und anderen so hell hätte leuchten können. Schließlich hat auch die reichste Persönlichkeit ihre Schranke gerade so gut wie die ärmste, und auch der weiteste Horizont, den ein Mensch zu überschauen vermag, bleibt doch immer ein Horizont, eine Umgrenzung seines Gesichtskreises. Darum muß wohl der Horizont zu unserem Menschenwesen gehören, daß wir nur innerhalb desselben leben und gedeihen können, und sofort ins Bodenlose versinken, in nichts zerfließen, wenn wir über denselben hinaus zu streben suchen. — Aber kommen wir damit nicht wieder zu einem untermenschlichen, niedrigen Glück, über das uns doch das Gefühl der Kraft und das Bewußtsein der Pflicht schon hinausgewiesen, zum Glück des stillen Behagens und der Zufriedenheit mit uns selbst? Ist nicht der Sturm und Drang der Menschenbrust, dieser Heißhunger nach dem Unmöglichen, dieses sich dehnen und strecken, um mit der Hand nach den Sternen zu langen, gerade das beste Teil des Menschen, sein Unglück, seine verzehrende Qual, und doch sein wahres Glück? Der Einwand würde stimmen, wenn ich euch das Glück des Mannes empfehlen wollte, der, weil er nur ein Pfund mitbekommen, nun dieses eine im Schweißtuch vergraben und sich dessen getröstet hat, daß Gott ein harter Mann sei. Aber so ist's eben nicht gemeint! Der Wert unseres Menschenwesens, unser gesamtes Menschenvermögen, ist zwar eine ganz bestimmte Größe, daß niemand sich umprägen und sich nach Belieben einen anderen Wert unterlegen kann. Aber dieser Wert hat seinen Umlauf im großen unendlichen Haushalte Gottes, wo wir beständig mit ihm neue Werte zu schaffen berufen sind, doch so, daß gerade das Maß des Neuen immer der Art und dem Maß des Alten entspricht. So kommt in die Ruhe des Besitzes die Bewegung der Tat und des

Erwerbens, in das Gefühl unserer Kleinheit und unseres Unvermögens die Lust des Wachstums und der Ausdehnung, und erst beides zusammen macht den glücklichen Menschen. Die Erkenntnis ebenso der Schranke wie der Kraft unserer Persönlichkeit, das Bewußtsein, daß jeder Meister erst in der Beschränkung sich zeigt, daß aber innerhalb dieser Beschränkung die Meisterschaft selbst einer steten, nimmer rastenden Vervollkommnung fähig ist; — seht, das nenne ich das Glück des frommen Herzens! Denn das ist Frömmigkeit, das eigene Leben mit allem, was es in sich schließt, als eine Gabe Gottes zu schätzen, die in sich selbst ihre Lebensaufgabe trägt; uns allzeit bescheiden mit dem, was wir haben, und doch unseren Stolz darein setzen, auch das bescheidenste Gut unseres Lebens nicht unverwertet zu lassen, sondern mit ihm neuen Segen, neues Leben zu schaffen. Ein Pfund ist immerhin ein Pfund. Kein Gott und kein Mensch kann von uns verlangen, daß wir mit einem Pfunde so arbeiten, wie wenn wir deren fünf bekommen hätten, aber das müssen wir von uns selbst verlangen, daß wir mit diesem einen auch tätig sind, um ein neues zu dem alten hinzu zu gewinnen. Unser endliches, beschränktes Menschenwesen bekommt damit doch seinen unendlichen Wert und seinen Ewigkeitsausblick. Was will es denn besagen, daß uns alles das fehlt, wovon die Menschen ein großes Rühmen und Aufheben machen, daß wir nicht blenden und bestechen, auch nur im Verborgenen grünen und blühen, welken und verdorren? Legen wir nur unser ganzes Herz, unsere ganze Treue in jedes Wort, das wir reden, in jedes Werk, das wir treiben, dann ist auch unser verborgenes Leben ein Licht, aus dessen Glanz und Strahlen der helle Tag der Menschheit geschaffen wird. Was macht es denn, daß wir mit allem, was wir anfangen, immer weit zurückbleiben

hinter dem Ziel, das wir uns vorgesetzt, daß wir uns vor uns selber schämen möchten, weil unser Wissen stets ein Stückwerk ist, und unser Können uns nirgends ganz befriedigt? Das macht eben, daß wir viel, unendlich viel mehr mit unserem Stückwerk schaffen und mit unserem schwachen Können erreichen, als wir selber damit denken und hoffen: daß wir uns eine Gewissenhaftigkeit schaffen, die uns gesund erhält und uns bewahrt vor der unerquicklichen Mischung von Dummheit und Stolz, die in gespreizter Selbstzufriedenheit nur die Hohlheit und Nichtigkeit des eigenen Inneren verbirgt. Das macht es, daß wir mit solcher Gewissenhaftigkeit auch andern ein Wegweiser werden und ein Halt, wenn sie in Gefahr geraten, sich selbst wegzuwerfen und an sich selbst zu verzweifeln, weil sie auch einmal wieder den Wert ihres eigenen Pfundes nicht zu finden und zu schätzen wissen. Und wenn wir dann aus unserer Kleinheit heraus zu echter Menschengröße emporschauen, dann brauchen wir nicht mehr zu klagen, nicht anzuklagen, daß sie uns mit ihrer Wucht überrage und in den Schatten stelle. Das, was ihrer Größe Wert gibt, das ist nicht das mehr, das sie empfangen hat, das ist auch nur ihre Treue mit der sie das Empfangene verwertet. Da gibt's nichts zu neiden, kein Gefühl der Zurücksetzung. Wer Verständnis hat für solche Größe und Achtung vor derselben, der bekundet und empfindet damit, daß er selber in sich die Anlage und die Bestimmung zu der gleichen Größe trägt, die er an anderen versteht und schätzt. Was Bessere und Stärkere als wir selber getan, das demütigt uns dann nicht, das erhebt uns mit ihnen, sie gehören ja zu uns und wir zu ihnen! Die fünf Pfunde, die sie mit ihrem größeren Vermögen erworben, sind ein Bestand, an den auch wir gewiesen sind, wie sie an das eine Pfund, das

wir erarbeitet haben. Alles Glück, das Menschen gefunden und geschaffen, das wird unser eigenes Leben, unser eigenes Glück; wir lernen dankbar uns dessen freuen, daß neben uns, die wir nur ein Pfund erhalten, Menschen stehen und schaffen, die zwei, die fünf Pfunde erhalten haben!





Der Durst nach Gerechtigkeit

ALS ich in den vergangenen Wochen das neueste, zusammenfassendste Werk des auch in Deutschland eine immer größere Gemeinde um sich versammelnden flämischen Dichters, Maurice Maeterlinck, den begrabenen Tempel, las, war ich erstaunt, so kräftige, lebensvolle und lebensfrohe Töne bei einem Manne zu finden, den ich bisher fast nur als einen mystischen Propheten der menschlichen Ohnmacht, den Sänger des Liedes vom ewigen Tode zu betrachten gewohnt war. Zwar der mystische Hintergrund fehlt auch hier nicht. Ein Unbewußtes, Unerklärbares, an dem wir selber Teil haben, erscheint als eine gespenstische Macht, die in alles Lebendige hineinragt, das große Unbekannte, das alle unsere menschlichen Gedanken umrahmt, wirft auch hier seine Schatten in die Seele des Dichters. Aber es steht nicht mehr im Vordergrunde oder auch nur im Mittelpunkte der Gedankenwelt. Es hört auf, den Dichter zu quälen und um seinen Lebenshunger zu betrügen. Aus diesem mystischen Nebel hat sich ein klarer Gedanke herausgestaltet, der sich wuchtig erweist, das dunkle Geheimnis, das im Tode das Leben umlagert, machtlos zu machen, der Gedanke der Gerechtigkeit. Das war von Anfang an des Dichters Frage, die er an die Welt gestellt, daß das Geheimnis, mit dem er nicht fertig werden konnte, und

das ihn deshalb überall so gespenstisch anstarrte: eine ewige Gerechtigkeit hatte er einst in der ganzen unendlichen Natur, der großen Ordnung der Welt gesucht. Das war der fromme Glaube, an den die Seele sich zuerst gehalten, der Glaube des alten Tempels, daß es eine das All durchdringende Gerechtigkeit gebe, die in Blitz und Donner, in Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit und den zahllosen Wechselfällen des Geschickes einen notwendigen und inneren Zusammenhang herstelle zwischen dem moralischen Tun des Menschen und seinem Glück. Aber dieser Glaube erlitt Schiffbruch, der Tempel zerfiel in Trümmer und nur eine Grabstätte verriet seine einstige Spur. Vielleicht, daß der Instinkt zur Gerechtigkeit, die der Mensch in der Natur sucht, doch in ihr wohnt. Aber dann geht diese Gerechtigkeit über alles Maß dessen, was wir so kennen und nennen, hinaus, sie braucht Zeiträume zu ihrer Verwirklichung, die wir nicht mehr zu überschauen vermögen. Für uns ist schlechterdings kein Zusammenhang zwischen den Ereignissen der Natur und dem Verhalten des Menschen erkennbar. — Doch die Frage läßt den Dichter nicht los. Von immer neuen Seiten sucht er sie zu erfassen, er sieht das Leben und Treiben der Bienen, und in der Gemeinschaft des Lebens, die wir den Bienenstaat, das Bienenvolk nennen, glaubt er die Gerechtigkeit verwirklicht, die als Sehnsucht und Verlangen in seiner Seele wohnt. Da ersteht endlich aus dem Grabe, in das der alte Tempel gesunken war, ein neuer Glaube, die Gerechtigkeit lebt im Menschen selber, die Menschenbrust, das ist ihr neuer, geheiligter Tempel, von hier aus soll sie ihren göttlichen Siegeszug durch die Welt antreten, soll sie eine neue Welt schaffen, eine neue Welt regieren und erlösen, die Welt des Menschenlebens, die doch

im eigentlichsten und wahrsten Sinne erst unsere Welt ist. Mit diesem Glauben an die Gerechtigkeit als den Kern und Stern des Menschenlebens, als die Kraft jeglicher Tugend, stürmt der Dichter einem neu entdeckten Lande zu, dem Lande, wo Leben wohnt und Glück, wo auch des Todes Rätsel und des Geschickes geheimnisvolle Mächte nicht imstande sind, das Licht der Sonne, die in der Gerechtigkeit dem Menschenherzen aufgegangen ist, zu verdunkeln. So leidenschaftlich ist des Dichters Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, daß alle Seligkeit des Lebens für ihn damit gewonnen ist, daß er den Menschen und die Gerechtigkeit für einander bestimmt sieht, den Menschen, der der Gerechtigkeit von seinem warmen, schaffenden Leben mitteilt und dafür von der Gerechtigkeit mit allen Auferstehungskräften des begrabenen frommen Glaubens gesegnet wird.

Wenn wir denn, das Glück suchend, ausgezogen sind, so wollen wir doch auch in diesem Lande des Dichters, dem Lande, in dem die Gerechtigkeit wohnt, uns umsehen, ob und was wir in demselben für uns und unser Glück etwa finden können. Nun, zunächst sieht es hier garnicht so anmutig und sonnig aus, wie wir uns solch ein echtes und rechtes Glücksland wohl vorstellen möchten. Diese Menschenwelt, in die wir uns flüchten vor der finstern, launischen, unberechenbaren Macht, die uns in der Natur entgegentritt, diese Menschengeschichte, an der die Völker und die Einzelnen alle mitgearbeitet, an der sie ihren besten Witz und ihre höchste Kraft probiert haben, bietet sie denn ein solches Bild der Ordnung und Harmonie, wie wir es doch von einer vernünftigen, für Recht und Gerechtigkeit geschaffenen, mit Gewissen begabten Menschheit nicht anders erwarten sollten? Gerechtigkeit ist doch immer ein Zustand des Lebens, in der kein Starker

seine Stärke gebraucht zur Vernichtung des Schwächeren, um mit dem vernichteten Leben seine Stärke zu mehren, wo jeder Wille sein Maß und seine Grenze findet an dem Recht, das jeder Mensch auf sich selbst und seine Persönlichkeit hat, sowie auf alles, was er mit dieser Persönlichkeit geschaffen, zu seinem Eigenen gemacht hat, wo der Widerstreit der Lebensinteressen, der Krieg aller gegen alle, überwunden, gebändigt ist durch eine Lebensordnung, die aus dem Gegeneinander der Menschenkräfte ein Miteinander und Füreinander gemacht hat. Die Gerechtigkeit verlangt, daß nicht nur der massive, brutale Kampf der Stärke, sondern auch der hinterlistige, im Finstern schleichende Kampf der Schwäche dem höheren Bewußtsein von der Solidarität der Menschen untereinander weiche, daß das ganze Zusammenleben der Menschen alle Lüge und Heuchelei von sich ausstoße und auf Wahrhaftigkeit, Treue, Redlichkeit sich gründe. Aber wenn schon in der Natur Gerechtigkeit nicht gilt, so zeigt die Menschenwelt geradezu das Gegenteil derselben, die Ungerechtigkeit! Nicht das Recht, sondern die Gewalt deutet die Spuren des Lebens von den ersten Anfängen menschlichen Daseins bis zu uns hinauf; die Gewaltigen haben geherrscht, sie haben ihren Willen in Blut geschrieben den Menschen auf den Nacken gelegt, ein furchtbares Joch, unter dem sie geseufzt und gestöhnt, bis sie in der harten Schule der Knechtschaft und der Unterdrückung von ihren Peinigern gelernt, mit List und Gewalt ihren Unterdrückern die Waffen aus der Hand zu ringen, um das Spiel umzukehren und von neuem anzufangen das Trauerspiel der Weltgeschichte, bei dem in jeder neuen Wandlung die Kämpfenden nur die Rollen gewechselt, daß die Sieger zu Besiegten und die Besiegten Sieger wurden. Und diese wilde Jagd hat ihr Ende keineswegs

erreicht, sie geht fort über die Erde und reißt in ihrem Lauf die Widerstrebenden nieder; sie wandelt die Waffen, mit denen sie ihr Wild erlegt; sie schmiedet neue Ketten, mit denen sie ihre Beute fesselt, aber die Sache ist im Grunde dieselbe geblieben, ein Kampf auf Leben und Tod ist das Menschendasein, und selbst der Waffenstillstand, der bewaffnete Friede, täuscht doch nicht über die Tatsache hinweg, daß es sich dabei nur um ein neues Sammeln von Kräften handelt, um eine Pause, in der die Kämpfer zu einer neuen Kraftprobe sich anschicken. Das, was wir Recht nennen, erscheint dem einen Teil der Menschen als geronnene, in Formeln gebrachte Gewalt, als eine der mächtigsten Waffen, mit denen der Starke den Schwachen sich tributpflichtig erhält. Die Strafe selbst, die im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit geübt wird, wird zum Ankläger gegen das Recht, sie trifft das Vergehen im Kleinen, das im Großen unter den Völkern als eine Tugend und ein Verdienst gelohnt und geehrt wird. Armer Mensch, der mit einem Hunger und Durst nach Gerechtigkeit unter diese Menschen tritt, wie soll er da satt werden! Wenn es schon von den Erkennenden heißt, daß man sie von je gekreuzigt und verbrannt, was wird erst von den Handelnden gelten, von jenen Stürmern und Drängern, die das Unrecht nicht ertragen, es nicht mit ansehen können, die es nicht mehr haben wollen, daß fünf auch gerade sein kann, und deshalb jedes Ding bei seinem rechten Namen nennen, das Schlechte schlecht, und das Unrecht unrecht! Wo ist für sie noch ein Glück, das sie finden könnten auf dieser Erde, wo ein Hafen, in dem sie landen könnten mit ihrem stürmischen, unruhigen, suchenden Herzen! Und inmitten alles Unrechts ist unser Herz doch hungriger geworden nach Gerechtigkeit, unsere geistigen Fühlfäden sind

unendlich viel feiner, empfindsamer geworden, um das Unrecht nicht nur in unserer Nähe, sondern ebenso in der Ferne zu merken. Es gibt sogar Menschen, die beim Unrecht garnicht erst fragen, ob sie selber von demselben mitbetroffen würden, die sich entrüsten über Dinge, die sie doch persönlich garnichts angehen, und die es doch nicht lassen können, immer neuem Unrecht nachzuspüren, den Anwalt aller zu machen, die unter einer Übermacht zu leiden haben. Diese armen Menschen haben doch keine ruhige Stunde mehr! In dem Augenblick, wo sie Gerechtigkeit unter den Menschen gesucht, mußten sie ihr Glück begraben, und wer noch Glück unter diesen Menschen sucht, der soll seine Augen schließen, daß er all das Elend des gehäuften Unrechts in der Welt nicht sieht, er soll sein Herz panzern, daß der ganze Jammer der Menschheit es nicht anfaßt, und vor allen Dingen soll er seine Zunge wahren, daß sie nicht hineinrede, hineinschreie in diese Welt der Ungerechtigkeit, in der wir leben. Nur der Irrtum ist das Leben und das Wissen ist der Tod, und wer einmal zu den Wissenden gehört, wer einmal gesehen hat, wie es unter den Menschen zugeht, wer da obenauf kommt und wer unter den Füßen der Emporgekommenen getreten wird, der trägt einen Tod im Herzen, daß ihm das Lachen vergeht und die Freude, und er höchstens noch lacht über die Menschen, die ein Glück gefunden zu haben meinen, das eine Ausnahme von der Regel des Unrechtes machen sollte.

Meine Freunde! Zuwachs am Leben ist Zuwachs am Leiden, und aller Leiden tiefstes ist doch das, in einen Abgrund von Ungerechtigkeit hinabzustarren und zu sehen, wie alles Bemühen, denselben auszufüllen, vergeblich bleibt. Wie in dieser Tiefe selbst die Gerechtigkeit, die wir hineintragen, schon wieder zu einem Unrecht wird, bis uns schwin-

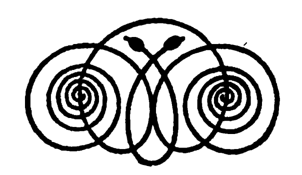
delt, und wir selber uns zu Unrecht zu werden drohen, wir nicht mehr sicher sind, ob nicht das Beste, das wir tun, doch nur eine neue Schuld zu der alten hinzufügt. Ja, das ist das tiefste Leid! Mit den Verwüstungen, die Naturgewalten in der Menschenwelt anrichten, werden wir zur Not noch fertig. Sie bilden tatsächlich nur eine verschwindende Minderzahl von Tropfen in dem unendlichen Meere des Leides, das uns von allen Seiten umgibt, in dem die größte Summe von Elend und Jammer doch auf Rechnung der Menschen zu setzen ist, durch ihre Unordnungen, Ungerechtigkeiten geschaffen und unterhalten wird. Vor dem Unglück, das über ihn kommt mit höherer Gewalt, steht der Mensch zuletzt noch andächtig still; müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehen! Das ist das Unvermeidliche, in das er sich fügen lernt, das in der ganzen Weltordnung notwendig ist. Aber das Böse unter den Menschen, das Unrecht mit seinem unabsehbaren Gefolge von Jammer und Not, ist nicht unvermeidlich, kann nicht unvermeidlich sein, denn Menschenordnungen und Menschenrechte sind nicht ewig, wie sollten denn ihre Unordnungen und Unrechte ewig sein! Hunger tut weh, aber ein Hunger nach Gerechtigkeit, dem zur Stillung doch nur Ungerechtigkeit in der Welt geboten wird, der tut am wehsten; wer solchen Hunger in sich verspürt, der darf wohl die Menschen fragen: wo ist ein Schmerz wie mein Schmerz? — Und doch, dieser brennendste Schmerz ist zugleich der menschlichste, darum auch der edelste, der seligste! Jeder Schmerz über das, was wir vermissen, ist zugleich eine Liebe, in der wir doch das schon in uns fühlen, was wir vermissen. Der Mensch würde keinen Hunger und Durst nach Gerechtigkeit in sich fühlen, wenn die Gerechtigkeit nicht schon in ihm lebte,

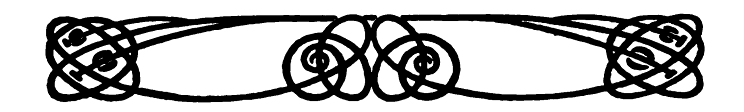
wenn er sie nicht kennte als die vertraute Freundin seines Lebens, wenn sie nicht seine Liebe, sein Glück bedeutete. Wie, wenn es nun auch ein tragisches Glück gäbe, ein Glück des Leides, eine Seligkeit, die nur diejenigen fühlen, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden und doch in solcher Verfolgung ihren Hunger und Durst nach Gerechtigkeit nicht fortwerfen? Schiller schreibt eine Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, und er meint das Vergnügen ernst, sehr ernst, als eine Quelle der innersten, geistigsten Freude, die imstande sein soll, wahrhaft Glückliche zu machen. Aber was sind alle Tragödien der Dichtung gegen die große Tragödie des Lebens, in der ein jeder von uns seine Rolle mitspielt. Aber ob es Heldenrollen sind, darauf kommt es eben an, wenn uns die Tragödie nicht niederziehen und zermalmen, sondern erheben, beseligen soll. Gewiß, das Recht, das wir wollen und das wir tun, ist immer ein menschliches Recht, darum ist es gar klein, winzig klein, es haftet ihm viel Unrecht an und es wandelt sich schon sofort in ein neues Unrecht, wenn es je nur mehr sein will als ein menschliches, deshalb bedingtes und verbesserungsbedürftiges. Aber wäre die Gerechtigkeit nicht größer als wir, als jeder einzelne von uns und alle Menschenkinder zusammengenommen, wie könnten wir dann sie lieben mit jener großen, heiligen und ewigen Liebe, die allein den Menschen gesund erhält, ihn vorwärts führt, weil sie in jede Sättigung einen neuen Hunger hineinträgt. Was wäre denn das für eine Gerechtigkeit, die damit am Ende wäre, daß ein Geschlecht sie in seine Sitten und Gewohnheiten des Lebens, oder in seine Gesetzbücher und Paragraphen aufgenommen, oder daß ein Mensch sich vornähme, er wolle sie so und nicht anders sein Lebelang und in jeder

Lage seines Lebens anwenden! Es wäre das größte Unrecht: auf seinem Rechte bestehen, es für ewig und unbedingt, seine Ansprüche für unabänderlich erklären. Gott sei Dank, daß unser Hunger und Durst nach Gerechtigkeit nimmer satt ist! Wir würden sonst mit unserem Menschenleben bald ankommen bei jenem Glück des Stumpfsinns, das keinen Schrei der Not mehr hört, und keinen Stachel des Unrechts mehr empfindet. Gott sei Dank, daß wir noch eine Erleichterung in uns fühlen, wenn von einem alten Unrecht die schillernde Decke abfällt, die es unserem Auge so lange verborgen, daß wir noch eine Scham in uns fühlen, wenn wir sehen, wie auch das beste Recht, das wir getan, doch noch wieder ein Unrecht geworden an uns und andern!

Diese ewige Liebe zur Gerechtigkeit, die immerdar größer ist als wir selber, das ist unser Glück, das eine wahre Sättigung auch für den Nimmersatten. Es gibt zuletzt nur eine Rechtfertigung unseres Daseins, die wirklich Stand hält in allen Bedrängnissen und Katastrophen unseres Lebens, daß wir mit unserem Dasein helfen, der Gerechtigkeit einen Platz zu sichern auf Erden. Aber es gibt solche Hilfe dauernd auch nur für den, der dem Schmerz des Unrechtes sein Herz offen hält, demselben sein Herz immer weiter und weiter öffnet, ja, der solchen Schmerz sein heiligstes Gut, seine gewaltigste Kraft, sein seligstes Glück sein läßt. Ich kenne wenige Menschen, aber ich kenne solche, die all ihr Tun und Lassen, selbst ihr Reden und Denken, mit einer steten, selbstverständlichen Kritik begleiten, ob nicht darin irgend ein Unrecht gegen jemand gewesen sein könnte, dessen sie sich zuvor nicht bewußt geworden seien. Wir sollten meinen, das sei doch eine gar lästige Kritik, die einem das Leben zuletzt verbittern, jede Freude im Leben zerstören müsse. Im Gegen-

teil: diese Zartheit des Gewissens, diese Feinheit des Empfindens, die mit solcher Liebe zur Gerechtigkeit im Herzen sich ausbildet, schafft eine Freiheit und eine Befriedigung des Herzens, wie sie nur bei den Glücklichsten unter den Sterblichen gefunden wird. Denn, wer ein Unrecht wieder gut macht, das er selber begangen und als solches erkannt, wer es die Lösung seines Lebens sein läßt, bis in die verborgensten Gedanken und Gesinnungen hinein jedem Unrecht sofort den Dienst zu kündigen, das uns für sich in Beschlag nehmen will, der ist der wahre Held des Lebens, der aus allen Trauerspielen, bei denen er mitwirkt, die über ihn selbst hinwegspielen, ihn selbst verschlingen, doch als Sieger hervorgeht, dem der tiefste, der menschlichste Schmerz, der Schmerz über das Unrecht, zu einer ewigen Kraft und Liebe wird, zum festen Gelöbnis der Treue für jegliches Recht, das eines Beschützers, eines Propheten, eines Kämpfers und Täters bedarf.





Unsere Vergangenheit

JEDER Augenblick unseres Lebens ist im Grunde genommen ein Übergang vom Leben zum Sterben. Sobald wir einen Augenblick festhalten, ihn in unser Bewußtsein aufnehmen wollen, ist er schon der Gegenwart entrückt, er ist Vergangenheit geworden. Und die Vergangenheit bildet den ehernen Bestand unseres Lebens. Sie ist so fest gegründet wie die Erde, aus deren Rinde eine vieltausendjährige Geschichte zu uns redet. Sie ist der Boden, auf dem jedes Pflänzchen unseres Gegenwartslebens seine Nahrung zieht. Unsere Vergangenheit, das sind wir selber, in ihr finden wir uns wieder als die Gestorbenen, und siehe, wir leben! Sie enthält beides, unseren Reichtum und unsere Armut, unsere Kraft und unsere Schwäche. Was wir geworden sind, das eben sind wir. Nur in den Versteinerungen, die unser flüssiges Leben gewonnen hat, ist dieses Leben für uns greifbar, erkennbar geworden. Und es ist eine gar bewegte, vielgestaltige Vergangenheit, die in unserem Menschenleben ihren Niederschlag gefunden. Von ihr redet jede Faser unseres Wesens, sie erscheint wieder in jeder Regung unseres Herzens, in jeder Bewegung unserer Gedanken. Sie ist die Erbschaft, die niemand ausschlagen kann, der Schatten, der uns überallhin folgt, wohin wir auch gehen mögen, unser Glück und unser

Unglück. Die Frage, wie wir zu unserer Vergangenheit stehen, das ist unsere eigentliche Glücksfrage, sie ist es noch weit mehr als die andere, wie wir zu unserer Zukunft stehen. Denn die Zukunft ist so unsicher und vieldeutig, die Vergangenheit aber ist etwas sehr bestimmtes, sie ist so eindeutig. Darum war es für mich eine widerspruchsvolle Empfindung, mit der ich in dem schon letzthin erwähnten Buche Maeterlincks, der begrabene Tempel, das Kapitel über die Vergangenheit las. Ist es nur Widerspruchsgeist, ist es ein übermütiges Spiel phantastischer Laune, wenn M. Maeterlinck dieses Verhältnis der Vergangenheit zur Gegenwart vollständig umkehrt? Wenn er bestreitet, daß die Vergangenheit etwas Festes, Unabänderliches bedeute, wenn er vielmehr behauptet, daß die Vergangenheit ganz und gar von der Gegenwart abhänge, sich beständig mit ihr verändere und von ihr gestaltet werde, ja, daß der Mensch nicht ihr Werk, sondern sie ganz und gar des Menschen Werk sei! Gewiß redet der Dichter, auch wenn er philosophiert, seine eigene Sprache, und diese Sprache kümmert sich wenig um die Anstöße, die das strenge wissenschaftliche Denken an ihren Aussagen nimmt. Und ein Anstoß bleibt ja darin übrig, daß der Mensch zum souveränen Herrn über seine Vergangenheit erklärt werden soll. Dabei kommt die Vergangenheit denn doch auch zu kurz. Die Vergangenheit ist kein weiches Wachs, das der Mensch kneten und formen könnte nach seinem Belieben. So wenig aus dem ganzen Zusammenhange des Naturlebens eine Spur der Ereignisse, die im Laufe der Aeonen auf einander gefolgt sind, ausgetilgt werden kann, so wenig kann im Menschenleben das, was einmal geschehen ist, ungeschehen gemacht werden. Nicht von den Ereignissen, sondern von unserer Beurteilung der

Ereignisse gilt, was der Dichter sagt. Wenn wir das bedenken, dann gibt es doch kaum etwas so Schönes und Erfrischendes wie die Worte, in denen der Dichter den Triumph des Menschen über die Vergangenheit feiert. Das klingt doch in unserer so gegenwartsmüden und todessehnsüchtigen Zeit wie ein kräftiger Appell an alle die Zeit überragenden Menschenkräfte, es klingt wie ein frischer Hauch des Lebens, der die Gespenster des Todes zu verscheuchen berufen erscheint. Und solch ein Appell tut uns allen Not, auch den kühlsten Denkermenschen, die aus der unabänderlichen Folge von Ursache und Wirkung das ganze Menschenleben sich entwickeln lassen. Wir leiden doch irgendwie an einer Vergangenheit, wir fühlen ihren Druck, ihre Macht, davon wir uns befreien möchten. Wie können wir der Vergangenheit ihr volles Recht lassen und doch ihre Macht über uns brechen? Wie können wir den feindlichen Angriffen, die die Vergangenheit gelegentlich auf unser Leben unternimmt, so begegnen, daß wir den Feind zu unserem Bundesgenossen machen, seine Gefahr in ein Kräftigungsmittel unseres Lebens, in ein Förderungsmittel unseres Glückes wandeln?

Die Sache ist nicht so einfach, wie sie aussieht. Wir meinen, es komme doch nur darauf an, in der Vergangenheit Licht und Schatten voneinander zu sondern, auf das Licht das Auge fest hinzurichten, bei demselben energisch mit unseren Gedanken zu verweilen, dann sei damit den Schatten die Macht genommen, sie könnten keinen Einfluß mehr auf unser Glück gewinnen. Aber das Bedenkliche an den lichten Punkten unseres Lebens ist und bleibt eben das, daß sie vergangen sind. So können wir das vergangene Licht nur zurückrufen auf Kosten des gegenwärtigen, wir können es

überhaupt nicht zurückrufen, wir können uns nur in einen Traum hineinträumen, in dem die Erlebnisse, die hinter uns liegen, ein Scheindasein für die Gegenwart führen, bis der Traum an der Wirklichkeit zerrinnt und das Erwachen uns dann den Widerspruch zwischen dem geträumten einst und dem gelebten jetzt doppelt peinlich fühlbar macht. Solcher Art aber werden gerade die schönsten Erinnerungen unseres Lebens die verhängnisvollsten. In ihnen züchtet und hätschelt der Mensch den Vampir, der seinem Leben das Blut aussaugt; diese Erinnerungsstunden sind wie ein Totenopfer, darin dem Vergangenen ein gutes, oft gerade das beste Stück des Lebens dargebracht wird. Ein verlorenes Paradies ist ein gar gefährlicher Ort, ein Irrgarten und ein Zaubergarten, darin die Seele sich immer ärger verrennt und immer mehr verliert, wenn sie nicht noch rechtzeitig den Ausweg wieder gewinnt. Deshalb hat Gott auch den Cherub mit dem flammenden Schwerte vor dasselbe gestellt, um die Menschen zu warnen, daß sie nicht rückwärts ihr Auge und Sehnen richten, sich nicht den Blick ihres Lebens mit Unwiederbringlichkeiten versperren. Wie mancher Schmerz hat uns die Hand und den Fuß gelähmt, wenn er über uns kam mit der wehmütigen Klage um ein vergangenes, ein verlorenes Glück! Wie mancher Tag hat uns um seinen Segen betrogen, weil uns eine süße Erinnerung besser schmeckte als die herbe und strenge Pflicht, die der Augenblick von uns forderte! Ja, vielleicht ist eine sonnige Vergangenheit noch gefährlicher für den Menschen, als eine dunkle und trübe, es wird der Seele noch schwerer, die Erinnerung an ein vergangenes großes Glück zu bemeistern, als ein gegenwärtiges schweres Geschick. Wir haben uns entschädigen wollen bei einem großen Glück der

Vergangenheit für ein Unglück, unter dem wir seufzen, und ehe wir's uns versahen, war aus der Entschädigung ein Betrug geworden für unsere Seele, wir hatten eine Kraft gegen eine Schwäche eingetauscht, wir hatten mit dem Gefühl unseren Willen entnervt, verweichlicht. — Wie wir uns verwirren, wenn wir an unseren glücklichen Erinnerungen haften bleiben, uns in dieselben versenken, so auch, wenn wir die unglücklichen, schmerzvollen meiden. Es gibt im Leben eines jeden Menschen dunkle Punkte, die er nicht gerne anderen zeigt, die er auch sich selber zu verbergen sucht. Ja, oft genug erscheint die ganze Vergangenheit nur als ein einziger dunkler Punkt, über den der Mensch am liebsten einen Schleier werfen möchte, der ihm in den Rahmen seines jetzigen, besseren Lebens nicht mehr hineinpaßt. Und solch ein Schleier ist bald gewoben! Nie erweist sich die Phantasie wohl so gefällig, als wenn ihre Dienste gefordert werden, um eine unbequeme Vergangenheit zu vertuschen, sie schön zu färben. Sie vermag gar leicht, aus einem Ritter von der traurigen Gestalt einen Helden zu machen und die offenkundigste Niederlage, von der unser Leben zu erzählen weiß, in Siege und Erfolge zu wandeln. Haben wir denn nicht die Kraft des Vergessens, daß wir unliebsame Erinnerungen bald über Bord werfen und die Lücke dann mit freundlichen, lieblichen Bildern ausfüllen können? Können wir nicht so schnell leben, daß in der Hast und Eile die Erinnerung, die wir nicht bei uns einlassen wollen, die Türe verschlossen findet? Diese Kunst des Vergessens wird ja mit einem wahren Raffinement geübt, sie ist für viele Menschen die einzige, die ihnen das Leben bei sich selbst ermöglicht. Ihr ganzes Leben ist eine hastige Flucht vor allem, was gestern gewesen, vor allem, was sie aus dem

Gestern mitgebracht, was sie in dem Gestern geworden. Dem Augenblick weihen sie ihr Dasein, was kümmert sie das Gewesene! — Nun, wenn wir uns auch um das Gewesene nicht kümmern wollten, es würde sich doch um uns kümmern. Es würde uns umlagern und danach ausspähen, wo ein unbewachter Augenblick ihm die umlagerte Festung ausliefern, wo es als ein ungebetener Gast bei uns Einkehr halten könnte. Es gehört eben zu uns, wie wir zu ihm gehören. Wenn der Emporkömmling sich seiner Vergangenheit schämt und ein goldgewirktes Gewand über seine frühere Dürftigkeit zu werfen sich bemüht, er täuscht damit doch nicht die Menschen, geschweige denn sich selbst. So zwingt auch niemand seine Vergangenheit damit, daß er die Augen vor derselben verschließt, den Kampf mit derselben flieht. Es ist nur eine Frage der Zeit, dann hat sie den feigen Flüchtling doch ereilt und übermannt, sie rächt sich an demselben, indem sie alle seine Feigheit mit hineinnimmt in ihre Anklage, und ihn zwingt, auch zu dieser Rede und Antwort zu stehen. Wie diese Antwort dann lautet, das wissen wir; sie heißt in den meisten Fällen ohnmächtige Selbstanklage: o, hättest du nicht! Könntest du deine Vergangenheit noch einmal leben, wie anders würdest du sie gestalten, wie würdest du gerade das tun, was du jetzt gelassen, und das lassen, was du jetzt getan!

M. Fr., wir mögen bei den lichten Stunden unseres Lebens verweilen oder bei unsern dunkeln und dunkelsten, so oder so wird die Vergangenheit der Störenfried unseres Glückes, die Lähmung unserer Kraft; sie ist das Bleigewicht an unseren Füßen, das uns festhält in unserem Lauf, das uns niederzieht, wenn wir uns emporringen möchten. So wohlfeilen Kaufes kommen wir eben im Leben nicht davon,

daß wir nur solch ein Flüchtlingsleben führen könnten, um glücklich zu sein; erst von der traurigen Gegenwart in die bessere Vergangenheit, dann umgekehrt von der trüben Vergangenheit wieder in die hellere Gegenwart! Darum sind wir so selten ganze Menschen, Menschen mit festem Herzen, so selten Sieger im Kampfe des Lebens, weil wir das Versteckspiel unsere Lebensweisheit und Tugend nennen, bald die Gegenwart über der Vergangenheit, bald die Vergangenheit über der Gegenwart zu vergessen trachtend. Vergessen — das ist doch eine Schwäche, das nimmt uns etwas, macht uns ärmer! Haben, behalten, festhalten — das ist eine Kraft, die läßt nicht los von dem, was uns entrinnen möchte, sie sucht und findet in allem noch ein Leben, einen Schatz, einen Reichtum. Schon das ist eine Feigheit, eine Schwäche, daß wir unsere Vergangenheit teilen und zerstückeln, um uns auszuwählen, was uns an ihr behagt, oder mit ihr zu hadern über das, was uns in ihr quält. Aber unsere Vergangenheit ist ein Ganzes, und fordert auch als ein Ganzes ihr Recht. Da hängt jeder Augenblick mit allen übrigen zusammen, jeder nachfolgende ist herausgewachsen aus seinen Vorgängern und trägt wieder die kommenden in seinem Schoße. Wollen wir da irgendwie an ihr rütteln und ein Glied aus derselben herausreißen, so stürzt das Ganze in sich zusammen, es stürzt auf uns nieder und begräbt uns unter seinen Trümmern. Und dieses Ganze ist eine Notwendigkeit. Wir mochten im Augenblicke, wo wir eine Wahl trafen, die dann nachher glücklich oder unglücklich für uns ausfiel, diese Notwendigkeit nicht klar erkennen und begreifen; denn hätten wir sie begriffen, so hätten wir nicht gewählt, geschwankt, wir wären festen Schrittes auf unser Ziel losgegangen, hätten ohne zu fragen

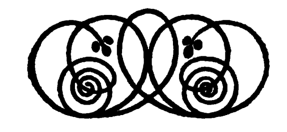
das Notwendige, das Richtige getan. Unser Wissen war Stückwerk, darum konnten wir nicht sehen, wie unser Tun und Lassen ausfallen würde, wir mußten probieren, fehlgehen, irren. Aber dann, nachdem wir die Wahl getroffen und unser Leben nach ihr bestimmt, ist auch unser Tun damit eingetreten in die Reihe der Notwendigkeiten; wollten wir es aus dieser Reihe wieder herausreißen, an denselben rütteln mit unserem Belieben, so würden wir unseren Kopf an denselben einrennen, unser Herzblut bei denselben vergießen und doch in dem Gefüge unserer Vergangenheit nicht ein Haarbreit ändern.

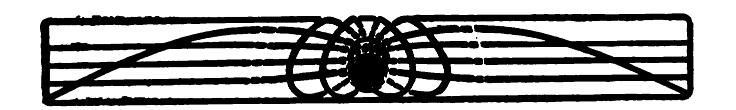
Aber vielleicht, wenn wir die Notwendigkeit unserer Vergangenheit erkannt haben, ist das gerade der Weg, um sie zu bezwingen, um uns wahrhaft von ihr freizumachen! Das ist der Bann, in dem die Vergangenheit uns gefangen hält, daß sie uns einredet, dieses oder jenes in ihr hätte anders sein, anders auch von uns getan werden können. Das ist unsere Befreiung von diesem Bann, daß wir sie garnicht anders haben wollen, als sie sich uns gegeben, als sie durch uns geworden! Damit nehmen wir sie in unseren Dienst, wir zwingen sie, daß sie unser Lehrmeister werde und unser Wegweiser, damit wir an ihren Notwendigkeiten erkennen was auch für uns zu tun notwendig ist. — Seht, es gibt für den, der wirklich lernen will, nichts, garnichts, was ihm nicht eine Erfahrung, eine Kraft des Lebens zu geben vermöchte. Da sind unsere glücklichen Stunden nicht anders daran als die unglücklichen, unsere Siege nicht anders als unsere Niederlagen. Da gibts keine Klage und keine Anklage, nur ein stetes Sammeln und Verarbeiten des Gesammelten, damit der Schatz des Herzens gemehrt werde, aus dem wir selber zehren und andern mitteilen können.

Es ist doch etwas anderes, ob wir uns in eine Erinnerung vergraben, oder ob wir aus ihrem Grabe uns ein Auferstehungsleben bereiten, das mit der Sonne seiner Liebe uns leuchtet auf unserem Wege. Ein Glück, das uns einmal gelächelt, eine Liebe, die wir einmal besessen, das ist eine Kraft des Lebens geworden, wenn wir aus solchem Glück und solcher Liebe die Menschen verstehen lernen, die nach dem Glück solcher Liebe verlangen; wenn wir all den Sonnenschein, der unser Leben einmal gegrüßt, nun aus unserem Herzen ausstrahlen lassen in die anderen Menschenherzen, bei denen es so eisig kalt und dunkel aussieht. Ja, wenn wir aus dem, was wir gehabt haben, einen großen Dank machen, den wir ein ganzes Lebenlang abtragen und doch nie mit ihm fertig werden, dann ist die Vergangenheit, die lichte und schöne, erst wirklich unser, dann besitzt sie nicht uns, sondern wir besitzen sie, um sie nie wieder verlieren zu können. Und so lange wir in unserem Leben noch einen Punkt haben, an dem wir scheu vorbeischleichen, den wir nicht mit ruhigem Herzen erfassen, mit klaren Augen nicht anschauen mögen, einen Schmerz, an dessen Wunde wir zu verbluten, eine Schuld, an deren Erinnerung wir zu ersticken fürchten, solange hat dieser Punkt noch nicht seinen Zusammenhang gefunden mit seiner ewigen Notwendigkeit, solange schaut aus ihm uns nur ein Menschenantlitz, nicht ein ewiges Gottesauge an. — Wir sprechen von Schuld und Reue, wir suchen Vergebung und Frieden für das, was wir in unserem Leben gefehlt. Aber die echte, wahre Vergebung, das ist allein die, die unser eigenes Gewissen uns erteilt, wenn wir auch aus Schuld und Fehl einen Segen gewonnen haben der Selbsterkenntnis, der Kraft zum Guten, der Barmherzigkeit und der Menschenliebe. Schließlich ist unsere

ganze Vergangenheit doch ein großer Irrweg, an dem das, was uns so besonders in der Erinnerung geblieben ist und uns quält als Schuld und Fehl, nur die Merksteine bedeutet, an denen der Weg eine scharfe Krümmung gemacht zu neuem Irrweg. Aus kleinen Gedanken und niedrigen Empfindungen, aus allerlei Schwachheiten und Menschlichkeiten ist auch das große Unrecht erwachsen, das seinen Stachel in die Erinnerung unseres Gewissens getrieben. Aber was so menschlich als unser Irrweg aussieht, das ist doch gerade der Weg, auf dem wir allein haben weiter kommen können, es ist der, auf dem gerade Gottes Hand uns gehalten und sein Geist uns geleitet. Und wenn wir das recht gelernt haben, dann möchten wir auch die Irrwege nicht ungegangen sein lassen, sie haben uns eine Fernsicht gegeben, die wir auf dem gebahnten, sicheren Wege niemals entdeckt haben würden; sie haben Kräfte in uns geweckt und gestärkt, die wir selber in uns nicht einmal geahnt.

Erlösung, Vergebung — so etwas gibt es nicht, solange wir damit meinen, daß aus unserer Erinnerung etwas ausgelöscht, aus unserer Vergangenheit ungeschehen gemacht werden sollte. Das gibt es nur, wenn wir nichts mehr ausgelöscht, nichts mehr ungeschehen haben möchten, weil alles in unserer Vergangenheit sich in eine Kraft gewandelt, die uns emporhebt über uns selbst, alles in ihr als eine Offenbarung des ewigen Gottes vor uns steht, aus dessen Fülle wir selber die Kraft ewigen Lebens in uns tragen!





Unsere Zukunft

IST die Vergangenheit das Riesengrab, das alles Lebendige verschlingt und aus dem Werdenden immerfort ein Gewordenes macht, oder ist sie der ewige Mutterschoß, aus dem das Leben stets neu geboren wird, ist sie die Macht, die alles Gewordene sofort wieder in ein Werdendes wandelt? Beide Fragen finden wir bald mit einem ja, bald mit einem nein beantwortet. Es gibt Menschen, die fast grundsätzlich nur in der Vergangenheit leben, von vergangenem Glück zehren, über vergangenes Unglück nachdenken und sich härmen. Es gibt sogar ganze Zeitalter, deren Blick beständig rückwärts gewandt ist. Sie reden und singen von dem, was die Väter getan, sie denken in den Gedanken, die früher einmal gedacht, sie kopieren in ihrem Tun die Dinge, die früher einmal geschehen sind. Da hat die Vergangenheit Beschlag genommen vom Leben, sie hat den Menschen um einen Teil des Lebens, um die Zukunft betrogen. Dann wieder sehen wir andere, nicht nur in jugendlichem Sturm und Drang, sondern auch in ruhigem, besonnenem Alter, denen jeder Sinn für das Gewesene abgeht, jeder Respekt vor den Tatsachen, die hinter ihnen liegen. Mit dem, was kommen wird, kommen kann, sind sie einzig beschäftigt, am Morgen können sie nicht erwarten, wie der Abend wohl aussehen mag, und am Abend

wieder träumen sie dem kommenden Tage entgegen. So geht auch durch ganze Generationen solch ein Zug der Ungeduld und der Hast, wo es scheint, als ob die Zeit zu langsam dahinschleiche, die wir doch sonst so oft flüchtig und eilend schelten. Und wir selbst werden hin und hergezerrt bald von dem einen, bald von dem anderen. Wir stehen auf der großen Brücke, unter der der ewige Strom des Lebens dahinfließt, und je nachdem wir uns wenden, fragen wir woher er kommt oder wohin er geht. Eben zieht uns ein altes Sehnen hin zu den Quellen, wir überdenken den langen, verschlungenen Weg, den uns seine Wellen schon getragen, dann wieder möchten wir mit ihm weiterziehen, in seine Fernen hinein, wo neue Länder und Ufer unser warten, und das Unbekannte, das Ungenannte sich uns enträtselt. — Wenn aber Vergangenheit und Zukunft, die einander doch auszuschließen, in ewigem Widerspruch mit einander zu stehen scheinen, sich beständig ineinanderschlingen und von uns Beschlag zu ergreifen trachten, dann werden sie wohl beide zueinander gehören; sie sind in sich eins, nur wir Menschen sind es, die beide trennen, unser Denken steht zwischen beiden, weil wir nicht imstande sind, den Zusammenhang des Lebens in sich zu erfassen. Für unser Leben, unser Glück aber sind beide gleich notwendig, gleichwertig. So gehört auch unsere Zukunftsfrage zu unserer Glücksfrage, ja, wir denken an diese meistens zunächst, wenn wir jene stellen. Wenn wir die Zukunftsfrage gelöst, wenn wir eine Garantie des kommenden Glückes hätten, dann würden wir nach unserer Meinung an dem vergangenen Glück weniger haften. Und wenn wir nur das uns drohende Mißgeschick kennen, wenn wir wissen würden, daß ein geplantes Unternehmen fehlschlagen, ein Entschluß, den wir gefaßt, uns verhängnisvoll werden müßte, dann

würden wir ja unser Tun und Lassen danach einrichten, unsere Pläne und Entschlüsse danach ändern können. Als die Wissenden hätten wir ja die Zukunft in unserer Gewalt, wir könnten sie lenken zu unserem Glück, wir hätten ihre Schrecken besiegt, und ihren Bann durchbrochen. Aber das Dunkel der Zukunft, ihre Unsicherheit und Unberechenbarkeit, das ist eben die Last, mit der sie auf uns drückt.

M. Fr.! Wir sind nicht die Einzigen, denen die Zukunftsfrage am Herzen liegt, die gelegentlich auf den Augenblick warten, wo sie einmal eine Frage frei haben möchten an das Schicksal. Wir kennen ja alle die Veranstaltungen, die die Völker des Altertums, die rohesten wie die zivilisiertesten, getroffen, um den Schleier der Zukunft zu lüften, den Dienst der Priester und Auguren, der Orakelspender und Zeichendeuter; wir kennen den Glauben unseres Volkes, des christlichen Volkes, daß es frommen Männern und Frauen von Gott vergönnt gewesen sei, in die Zukunft zu schauen und das, was sie dann geschaut, als Weissagung, als Vorhersagung den Menschen zu verkünden; wir haben eine ganze Theologie aufgebaut auf diesen Glauben, daß die Propheten des jüdischen Volkes einige hundert Jahre vor Anfang unserer Zeitrechnung schon eine genaue Kunde von den diesen Anfang umrahmenden Zeitereignissen gehabt und gegeben haben sollen. Und heute sind es doch nicht nur die immer noch großen Kreise, in denen jede betrügerische Spekulation auf den Aberglauben ihre unvermeidlichen Opfer findet; es sind namhafte Dichter und Denker, die sich zu Dolmetschern des alten Seherglaubens gemacht haben, des Glaubens an die Geisterseher und Hellseher, die als besonders auserwählte und ausgerüstete Medien mit ihrem inneren Auge die Grenzen von Raum und Zeit, in die wir übrigen Menschenkinder gebannt sind, übersprungen haben sollen. Einem Sweden-

borg, Justinus Kerner, reiht sich in unseren Tagen mit diesem Glauben auch M. Maeterlinck an, die widerspruchsvolle Verkörperung unserer an Widersprüchen so reichen Zeit. Er nennt das Nichtwissen um die Zukunft eine Illusion, eine Einbildung, in deren Bann wir stehen, während die Wirklichkeit des Lebens darin bestehen würde, daß wir von der Illusion unseres Nichtwissens frei würden und von der Zukunft ein klares, sicheres Wissen erlangten. Die Zukunft ist ihm gar nicht mehr Zukunft, er hält sie schon für geschehen, geschehen in der unbeweglichen, übermenschlichen, unsere menschliche Geschichte überragenden Geschichte, der wir heute ähnlich gegenüberstehen wie einer längst vergessenen Vergangenheit. Das klingt offenbar sehr mystisch, aber es ist im Grunde nur eine moderne Überarbeitung des Glaubens der alten Kirchenväter, die den in Aeonen sich vollziehenden Weltenlauf in dem Vorherwissen Gottes sich abspiegeln ließen, sodaß in der Idee Gottes alles Einzelne, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, von Ewigkeit her vorher gewußt, vorher bestimmt, also auch schon vorher geschehen sein sollte, und die Kirche nennt das eben Offenbarung, was Gott von dem in ihm von Ewigkeit her ruhenden und ihm allein gehörenden Weltwissen den Menschen zu ihrem Heil hat mitteilen lassen. Und auch dieser Glaube ist am Ende nur, in der Sprache der Religion und des frommen Herzens ausgedrückt, dasselbe, was heute eine Voraussetzung des exaktesten wissenschaftlichen Denkens geworden ist. Er ist der Ausdruck für die Unverbrüchlichkeit und den inneren Zusammenhang alles Geschehens, daß auch der unscheinbarste Lebensvorgang in der unabsehbaren Reihe der Jahre in den ganzen Entwicklungsgang des Lebens fest eingefügt sein muß, sodaß derselbe in allem, was war und was ist, schon

beschlossen liegt, und wir nur die Formel, in der wir jetzt den einfachsten Stoß und Fall der Körper begreifen, nach allen Seiten hin zu erweitern, in ihren Verwicklungen und Vervielfältigungen auszudenken brauchen, um mit mathematischer Sicherheit festzustellen, wie das Bild der Welt in jedem der kommenden Augenblicke aussehen, wie auch unser Leben in diesem kommenden Weltenbilde sich abspielen werde. So hat der Gedanke eines Vorauswissens des Zukünftigen, nach dem die Menschen mit einem solchen Aufwande von Ahnung und Glauben sich gesehnt haben, an sich nichts widersinniges. Das Zukünftige gehört demselben Kreise des Geschehens an wie alles, was uns umgibt, es muß deshalb gerade so notwendig, so selbstverständlich sein wie alles, was jeden Augenblick unter unseren Händen geschieht. Nicht in der Zukunft liegt der Grund, daß wir sie nicht berechnen, erkennen, vorherbestimmen können, sondern in uns, in der Art unseres Menschenwesens und der Einrichtung unseres menschlichen Vermögens. Die Formel des Lebens, in der jeder kommende Augenblick fest bestimmt ist, ist unendlich; unser Denken aber ist an das Anschauungsvermögen der Sinne gewiesen, und die Sinne schaffen überall eine Grenze, eine Schranke; das ist eben ihre Wahrheit, das ihr innerstes Leben, daß sie immer etwas Bestimmtes, eine endliche Größe wahrnehmen. Und eine einzige unbekannte Größe muß doch die ganze Formel verwirren, das an sich Erkennbare in ein Unbekanntes wandeln. Darum ist es doch eine Auflehnung des Menschen gegen die ewige Ordnung des Lebens, es ist ein geistiger Selbstmord, wenn der Mensch darangeht, die Zukunft seinen Sinnen nahe bringen, ihre unendliche Zeitfolge mit seinen endlichen Gedanken messen und fassen zu wollen, und das Streben, über seine Kraft hinauszugehen, das ist

des Menschen ohnmächtigste Schwäche, das betrügt den Menschen auch hier um seine wahre Kraft, es ist seine alte Erbsünde und Erbkrankheit, die dadurch nicht anders wird, daß man ihr heute gar gelehrt klingende Namen gibt, sie Theosophie, Okkultismus, christliche Wissenschaft oder Spiritismus nennt. Ja, es sind doch Krankheitserscheinungen unserer Zeit, Zeichen des Niederganges und Verfallssymptome, die hinter allen diesen Namen sich verbergen; es ist die Flucht vor der Wirklichkeit und ihrem unverwüstlichen Recht wie ihrer unabweisbaren Pflicht, die die Menschengemüter mit fortreißt, daß sie sich mit dem „morgen" mehr beschäftigen als mit dem „heute" und es ihnen reizvoller erscheint, nach dem auszuschauen, was hinter den Wahrnehmungen unserer Sinne liegt, als das zu erfassen, was lebenswarm und lebenskräftig in alle Poren unseres Menschenlebens hineindringt. Darum setzen wir diesem lebensverwüstenden Hang, die Schranken unserer Sinne zu überspringen, die lebenerhaltende, lebenschaffende Kraft der Erfahrung entgegen: Gott sei Dank! Wenn wir auch alles zusammennehmen, was wir auf Grund unserer Erfahrung von der Zukunft wissen können, es ist doch viel zu wenig, als daß dieses Wissen von ihr unsere Tatkraft zu lähmen vermöchte, aber wenn wir nur alles, was wir auf Grund unserer Erfahrung von ihr wissen können, zurate halten, dann ist das auch gerade genug, um uns anzuspornen, daß wir unsere Kraft an diese Zukunft setzen und damit unser Glück für dieselbe schaffen.

Was ist denn an der Zukunft das, was uns ängstigt und quält und mit solcher Angst und Qual unser Glück verzehrt? Es ist doch gar nicht das, daß sie dunkel ist und ungewiß, sondern das, daß wir dieses Dunkel bevölkern mit den Bildern unserer Phantasie, den Gestalten unserer Wünsche und Hoff-

nungen, daß wir in ihre Ungewißheit unsere Wahrscheinlichkeiten und Möglichkeiten hineintragen, die doch gerade deshalb, weil sie mit unfaßbaren Größen arbeiten und nicht der Erfahrung entnommen sind, ebensogut Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten genannt zu werden verdienen. So ist das Verhängnis, mit dem die Zukunft auf uns lastet, die Sorge. Und je greifbarere Gestalt diese Sorge annimmt, desto mehr leiden die Menschen eben davon, daß sie doch meinen, etwas von der Zukunft zu wissen. Machten sie mit ihren Gedanken vor der Zukunft Halt, dann würde die Sorge keinen Raum in ihrem Herzen haben. Und die Sorge ist ein Leiden, vielleicht der allerschlimmsten eins, das es für den Menschen gibt. Wo die Sorge von einem Menschen Besitz genommen, da gibt es für ihn keine Freude, kein Glück mehr; sie vergällt und vergiftet ihm jeden Augenblick, daß er alle Dinge schief ansieht, und in beständigen Gedanken an das, was kommen könnte, gerade das übersieht, was da ist. Die Sorge betrügt den Menschen mit der Zukunft um die Gegenwart, sie hat ihren Grund nicht in den Lebensverhältnissen, in denen der Mensch steht, sondern in den Zukunftsbildern, die er sich von seinen Lebensverhältnissen aus macht. Sie ist nur eine andere Art der Krankheit, die mit Wahrsagen und Zeichendeuten, mit Somnambulen und hellsehenden Medien, die Zukunft enträtseln möchte. In der Sorge sollen persönliche Vermutungen und Ahnungen, Befürchtungen und Hoffnungen das ersetzen, was sonst in ein bestimmtes System gebracht und ihm aus zweiter, dritter Hand gegeben wird. Ach, wenn wir nur stets das Eine uns lebendig gegenwärtig halten wollten, daß die Qual unserer Sorge eine ganz und gar willkürliche ist, daß wir mit ihr einen Ausschnitt aus dem Leben machen, der nicht im entferntesten die Möglichkeiten

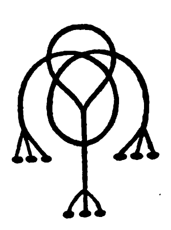
umfaßt, die nachher die Wirklichkeit des Lebens gestalten! Gewiß, was morgen kommt, das steht heute schon fest. Es steht fest in dem ganzen Zusammenhange alles Geschehens, fest auf dem ewigen Lebensgrunde Gottes, in dem, was wir mit unserem frommen Glauben die Allwissenheit Gottes nennen. Aber je ernster es der Glaube mit Gottes Allwissenheit nimmt, desto weniger wird er auf den Einfall kommen, diese Allwissenheit Gottes für sich selbst in Anspruch zu nehmen, er wird sein eigenes Nichtwissen als etwas Notwendiges erkennen, als einen Segen und ein Glück, daß er, um Gottes willen, sich selbst bescheiden, in Gottes Willen sich fügen, seinem unerforschlichen Ratschluß sich unterwerfen will. Ja, wenn es anders wäre, was wäre das für ein Jammer für den Menschen! Da würde er jeden Schmerz, der im kommenden Leben auf ihn wartet, tausendfach vorher empfinden, vergrößert durch die Angst, die mit jedem Tage an Gewißheit des Kommenden zunähme, aber jede Freude, die er in der Ferne vor sich sähe, würde nur verlieren durch die Ferne, daß die Ungeduld, zu ihr hin zu gelangen, ihr schon das schönste genommen haben würde, wenn sie da wäre. Und was würde aus unserem Tun und Lassen, wenn seine Folgen klar vor unserer Seele ständen, wenn wir auch nur in den ängstlichen Erwägungen diese Folgen vorweg nehmen zu können meinten, daß es keine frische Ursprünglichkeit, keine unmittelbaren Impulse mehr gäbe, und gerade das Beste an uns, die unberechbaren Einfälle und Eingebungen, aus unserem Leben gestrichen werden müßten! Glückliche Menschen, das sind nur die, die noch imstande sind, jeden Tag seine eigene Plage haben zu lassen, zum Augenblick zu sprechen: verweile doch, du bist so schön! Es sind die, die das Grübeln nicht kennen und die Sorge nicht, weil sie ihr Leben in Gott eingefügt,

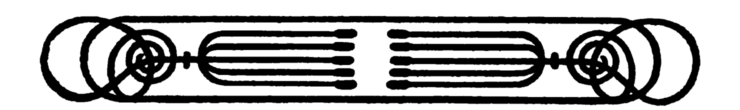
dem alle Zukunft gehört, und ihm allein die Zukunft über-lassen.

Aber wir sind doch Menschen! Und als Menschen tragen wir die Zukunftsfrage nun einmal in uns; wollen wir sie in uns zum Schweigen bringen, ihr nicht eine klare und bestimmte Deutung geben, dann verstümmeln wir doch unser Menschenwesen, wir geben etwas von uns preis, was zum besten und eigenartigsten Vermögen unserer Natur gehört. Wie, wenn diese unglückliche, leidvolle und sorgenvolle Deutung, die wir der Zukunftsfrage geben, gerade durch die Qual, die sie uns bereitet, auch ihren Irrtum künden wollte, daß wir dieselbe gerade umkehren müssen, wenn sie uns Glück, Freude, Frieden ins Herz geben soll? Wir betrachten die Zukunft als uns verpflichtet, sie soll uns etwas geben, und wir hadern nun mit ihr über den Wert oder Unwert der Gabe, die wir von ihr erwarten. Aber wenn wir nun der Zukunft verpflichtet wären, daß wir ihr etwas geben, unseren Wert in ihre kommenden Zeiten einfügen, sie um unseren Wert bereichern sollten? Da sieht die Sache ganz anders aus. Was kommt, das ist notwendig, wenn wir auch sein Kommen nicht aus dem, was da ist, berechnen können. Aber darum bleiben wir ja auch unbedingt dem, was kommt, verantwortlich, weil es ja die Notwendigkeit ist, zu der wir den Grund gelegt, den Anstoß gegeben haben. In allen unseren Sorgen, in unseren weisen und törichten Fragen nach der Zukunft, wollen wir uns ja im Grunde von dieser Verantwortlichkeit dispensieren, wir wollen ein Geschehen vor uns sehen, das ohne uns kommt, damit wir selber nicht nötig haben, der Plage, die jeder einzelne Tag für sich hat, uns zu unterziehen. Wir zerren an dem Vorhang, der den kommenden Tag unserem Blick verbirgt, wir möchten gerne sehen, was hinter demselben vor-

geht, damit wir an demselben leichtere Arbeit hätten, vielleicht gar die Hände in den Schoß legen könnten, nachdem wir gesehen, was doch kommen muß. Aber die Zukunft rechnet auf uns, das ist das Einzige, aber auch das Gewisseste, was wir von ihr wissen und damit wissen wir gerade genug, um ihren Bann von uns abzuschütteln und ihre Furcht in eine Kraft und einen Segen zu verwandeln. Was kümmerts uns, ob der Himmel morgen uns heiter lacht oder Sturm und Unwetter über unser Haupt bringt — wenn wir nur dem „morgen" einen Menschen stellen, der heute seine Schuldigkeit getan, dann haben wir gerade das getan, was auch das morgen nötig haben wird, um uns zu neuen Aufgaben zu rufen und in neuer Kraft uns wiederzufinden. Wir sind der Zukunft verantwortlich, das heißt, daß auch unser Menschenleben einen ewigen Wert haben soll, mit dem wir eintreten in die Reihe des Notwendigen, mit dem wir schaffen helfen die Lebenswerte, von denen Menschen leben und zehren können, kommende Geschlechter, die auf unseren Schultern stehen, mit unseren Kräften weiter arbeiten wollen. Es gibt eben zweierlei Sorge. Die eine sagt, was kann die Zukunft mir bringen, die andere, was kann ich der Zukunft bringen? Die eine ist klein, niedrig, darum hält sie auch den Menschen klein und bindet ihn in ihre beängstigende Fessel. Die andere ist groß, darum macht sie den Menschen selber groß, sie befreit ihn von dem Druck, mit dem die Zukunft ihn belastet, sie erhebt ihn über sich selbst — sie ist eigentlich gar keine Sorge, keine Ungewißheit, sie ist eine selige Gewißheit, die in alles Dunkel des Kommenden hineinleuchtet, daß das Kommende nur eine reichere Ernte der Aussaat sein kann, die wir mit unserem Leben ausgestreut. Wann fühlen wir uns am meisten beängstigt von der Zukunft, am tiefsten niedergedrückt von

ihren Sorgen? Wenn wir verlernt haben, an den großen Sorgen der Menschheit Teil zu nehmen, an der Sorge, wie auch wir etwas tun können für die Siege, die im Reiche des Geistes für alles, was gut und göttlich ist, erfochten werden sollen, für die Siege, die der Weg der Menschheit bis hierher erfochten, die auch das einzig, das wahrhaft Notwendige für alle Zukunft bedeuten. In diesen Siegen können wir selber zertreten werden und verbluten, aber diese Siege selbst können nicht ausbleiben, nicht aufgehalten werden. Sorgen wir nur, daß wir selber tüchtige Kämpfer in diesen Siegen werden, tüchtige Kämpfer für dieselben schaffen und ausbilden! In dieser einen großen, heiligen, göttlichen Sorge verschwinden alle Zukunftsfragen und Zukunftssorgen, weil Gott selbst in ihr uns nahe ist, uns gerade das von seinem ewigen Leben und Wirken offenbart, was wir zu unserer Kraft, zu unserem wahren Glück brauchen, daß alle Tage, die noch kommen werden, seine Tage sein werden, wo er in dem Menschen und durch die Menschen sein Licht, sein Leben, seine Liebe mit immer neuer Kraft erstehen läßt, — daß auch wir in diesem Lichte wandeln, von diesem Lichte einen Strahl hineinleuchten lassen sollen in die Herzen der Menschen!





Der Tod

Ich kann unsere Betrachtungen über das Glück nicht zu Ende führen, ohne ein Wort über den Tod zu sprechen. Der Tod wirft ja seine dunklen Schatten voraus, er verdunkelt mit denselben jegliches Menschenglück. Denn alles Glück ist Wille zum Leben; was diesen verneint, muß jenem gefährlich werden. So erscheint das Sterben als der eigentliche Todfeind jeglichen Glückes, und so tief eingewurzelt ist der Wille zum Leben beim Menschen, daß er oft schon das Leben selbst für ein Glück hält, und jegliche Art des Lebens lieber will als das Eine, das er für das größte Unglück hält, den Tod. — In der Tat ist es um unser Glück schlecht bestellt, solange wir den letzten Feind nicht besiegt, den Tod. Und unsere Glücksfrage ist deshalb zuletzt noch die Frage, wie wir den Tod bezwingen, ihn aus einem Feinde zu unserem Freunde machen können.

Im Kampf gegen den Tod sehen wir die Menschen solange sie auf Erden das Glück gesucht. Sein Rätsel selbst sollte ihnen ein Mittel werden, ihn zu bezwingen; sie lösten sich das Rätsel so, daß ihr Glück bei der Lösung nicht zu kurz kommen durfte. Was muß das für eine glückliche Zeit gewesen sein, als die Menschen den Tod noch für etwas Nebensächliches im Leben betrachteten, als eine Strafe für die Sünde, die mit der Vergebung dieser Sünde, der durch

Christus geschaffenen Erlösung, wieder aus der Welt verschwinden werde, oder als das große Tor, durch welches der Mensch aus dem halben und geteilten Glück des Erdenlebens eingehe zum vollen, ungetrübten Glück ewiger Seligkeit! Es hat eine solche Zeit ja tatsächlich gegeben, es gibt die Gläubigen einer solchen Zeit auch heute noch, Männer und Frauen, die im Herzen sprechen: ich habe Lust abzuscheiden, Christus ist mein Leben, Sterben ist mir Gewinn! — Ob wir diese Männer und Frauen um ihr Glück beneiden, ist freilich eine andere Sache. Ein Leben, das beständig übers Grab hinausschaut nach einem Glück, in dem es kein Grab, keinen Tod mehr geben soll, vernichtet sich selbst, es blendet sich das Auge für das, was vor dem Grabe liegt, es fälscht die Werte, an die es doch zunächst gewiesen ist, um mit denselben zu leben und sein Glück zu schaffen. Ein Glück suchen, das kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, das heißt doch am Ende, dem Ungewissesten nacheilen und das Gewisseste aus der Hand geben, es heißt, was schlimmer ist, sich denjenigen Menschen auf Gnade und Ungnade ergeben, die zu solchem jenseitigen, unfaßbaren Glück den Schlüssel zu haben behaupten, und die den Eintritt in dasselbe nur denen in Aussicht stellen, die ihnen ihr diesseitiges Glück und Leben dafür verkaufen. So ist nicht sowohl der Tod, als vielmehr die Vorstellung der Ursache und Wirkung des Todes eine furchtbare Waffe geworden zur Ausbeutung und Unterdrückung der Menschen. Der Glaube, daß der Tod ein ewiges Leben bringen solle, schuf eine Angst und Furcht vor dem Leben, das die Aussicht auf ewiges Glück beständig gefährdete und die Knechtschaft solcher Furcht betrog zuletzt die glückshungrige Seele um ihr Glück. — Mit der Erkenntnis, daß der Tod eine notwendige Ordnung des Lebens

bedeutet, ist freilich die Vorstellung zerstört, um deretwillen die Menschen sich selbst, ihr Leben, ihr Denken, Fühlen und Wollen den angeblichen Bändigern und Überwindern des Todes auslieferten. Aber es ist damit auch zugleich dem Glauben jede Möglichkeit genommen, den Tod aus dem Leben wegzudenken, weil dann das Leben selber aufhören würde, Leben zu sein. Ein Leben ohne Tod, ein Leben, in dem der Tod nur eine Zufälligkeit bedeuten würde, das wäre ja ein Leben ohne ein Werden, ohne eine Entwicklung, es wäre also im Grunde gar kein Leben, es wäre selber ein Tod. Denn jedes Neue, das im Leben wird, begräbt auch ein Altes, und wenn das Alte nicht mehr begraben würde, dann könnte auch das Neue nicht mehr geboren werden. Damit rückt der Tod in eine neue Gesichtslinie, aber er erscheint in derselben zunächst nicht weniger dunkel und furchtbar. Als ein ehernes, unentrinnbares Verhängnis kommt er zum Menschen, rückt er jede Stunde ihm näher, der unerbittliche Räuber jeglichen Menschenlebens, der Mörder jeder Art von Menschenglück. Und wie er kommt in der Wirklichkeit, ohne die magische Beleuchtung eines frommen Glaubens und einer kirchlichen Vorstellung, so ist er auch in seiner mildesten Gestalt noch grausam genug. Er hat wohl seine Boten, die er vor sich hersendet, das Alter, die Müdigkeit und die Schwäche, die den Menschen solange bedrücken, bis sie nach ihm als ihrem Tröster und Erlöser verlangen Daß aber die Menschen mit dem Tode sich befreunden, ihn herbeirufen und herbeisehnen, das ist schon selbst des Todes Werk, des Todes Verstellung und Verführung, die bei den Menschen sich eingeschlichen, ohne daß sie sein Kommen und seine Gestalt bemerkt. Und wenn er dann kommt zum jungen, schaffenden, zum quellenden, schwellenden Leben, um alle

Lust zu endigen und alle Kraft zu brechen, – seht, wie er die Starken erbeben macht, wenn sie in ihren kühnsten Plänen sein unbezwingbares Halt vernehmen! Wie er die Herzen auseinanderreißt, die ineinander und miteinander alle Seligkeiten des Himmels und der Erde in sich gefühlt! Wie er Hoffnungen vernichtet, an die die Seele sich geklammert, als ob dieselben nie zuschanden werden könnten! Ja, die Wirklichkeit des Todes ist gerade ernst genug, um vollauf seine Macht über die Gemüter zu erklären, wir brauchen nicht erst noch seinen Ernst zu verschärfen durch die Bilder des kommenden Schreckens, in denen „Phantasie sich selbst zu eigener Qual verdammt". Und wollten wir diesen Ernst abschwächen durch leichtere, lieblichere Bilder, die wir vom Tode gestalten, wie die Alten es getan, als sie ihn den Zwillingsbruder des Schlafes genannt, so würde doch der Wirklichkeitssinn unserer Zeit auch diese Bilder unmöglich machen, das Wirklichkeitsleben würde uns erzählen von herzbrechendem Jammer und all dem Elend und der Verzweiflung, die der Tod auf seinem Wege über die Erde um sich versammelt, vorher, bis er endlich seine Opfer ergriffen, und nachher, wenn er sein trauriges Werk unter den Menschen vollbracht.

Und wir sollen den Tod auch ernst nehmen, er ist kein Kinderspiel, er birgt in sich alle Rätsel des Menschenloses. Wir sollen ihn einsetzen in die Rechnung unseres Lebens, denn er gehört hinein, und wenn er fehlen würde, so würden wir die ganze Rechnung fälschen! — Damit ist der Tod freilich nicht bezwungen, daß wir Stunden des Glückes suchen, wo wir ihn vergessen, unser flüchtiges Auge von ihm abwenden! Er steht doch hinter jedem Glück als die Macht der Tatsache, daß allem Menschlichen auch Maß und Ziel gesetzt ist, er kündet es uns in jedem Schlag des Herzens, in jedem vor-

überrauschenden Augenblick, daß wir ihm verfallen sind, rettungslos, erbarmungslos. Wollen wir unser Leben zur Lüge machen, so müssen wir nur so tun, als ob der Tod in der Welt nicht wäre, als ob er wenigstens für uns und die, die uns gehören, kein Recht des Daseins hätte. Und wie alle Lüge Schuld ist, und alle Schuld sich auf Erden rächt, so rächt auch der Tod sich an allen, die seine Wirklichkeit nicht anerkennen, ihr Leben im Widerspruch mit ihm eingerichtet, er überfällt aus feindlichem Hinterhalt seine Opfer, die gemeint haben, sich an ihm vorbeischleichen zu können, zwingt sie, seine Gedanken in ihr Glück mit hineinzunehmen, mit seinem vergiftenden Odem ihr Glück anhauchen zu lassen. Wenn wir den Gedanken an den Tod als den ständigen Störenfried unseres Glückes so weit als möglich von uns fernhalten zu müssen glauben, stehen wir immer in einem geheimen Kampf gegen ihn, der, weil der Tod doch schließlich mächtiger ist als wir, unter allen Umständen mit einer Niederlage endigen muß, und es ist sehr demütigend, solche Niederlage zu erleben, Menschen zittern und fliehen zu sehen vor dem, was doch unvermeidlich ist, was zum Leben gehört: das Sterben!

Nein, der Tod ist eine zu große, zu ernste Sache, als daß wir uns an ihm vorbeilügen, vorbeiträumen dürften! Der Tod als Wirklichkeit, ohne jede magische Beleuchtung der Theologie oder Philosophie, ist eine Ordnung, ein Gesetz unseres Lebens. — Darum stellt uns der Tod eine Aufgabe, eine letzte und höchste, er ist selber unsere Glücksfrage, und wie wir dieselbe lösen, das ist die Probe auf das Exempel, das wir Leben nennen, es ist die Probe, ob wir den Sinn des Lebens wirklich begriffen, den Wert des Lebens richtig erfaßt haben. Der Tod setzt unserem Leben sein Ziel, er fügt

unser Leben ein in die Schranken von Raum und Zeit. Damit aber macht er aus unserem Leben erst etwas Bestimmtes, ein Meßbares, Faßbares, eben unser Menschenleben, das ohne die Aufeinanderfolge des gestern, heute und morgen gar keinen wahrhaft menschlichen Inhalt haben würde. Erst an den Gräbern, über die wir hinschreiten, merken wir, daß wir leben, an dem Gewesenen, das hinter uns liegt, fühlen wir uns selbst als die Gegenwärtigen, fühlen wir in uns den pochenden Herzschlag der Welt. Daß unsere Tage ihr Ziel, ihr Ende haben, das hält alle Augenblicke in sich zusammen, das drängt sie aneinander, daß jeder von ihnen nun ein Menschenaugenblick wird, mit all den Höhen und Tiefen, die jeder Augenblick in sich birgt. Darum ist die Kürze unserer Zeit die ewige Mahnung, die Zeit auszukaufen, der Ernst des Todes ist die Weihe des Lebens, er ist die Kraft der Liebe, der Sporn des Schaffens. An seinem bleichen Antlitz erwacht die Röte der Scham, daß wir uns selbst, den Menschen, das kurze Leben noch weiter kürzen, es vergällen, vergiften. In seiner allumfassenden Gewalt finden wir uns zusammen, die im Leben so weit auseinandergehen; wir alle sind Sterbende, das ist der Menschenname für den König wie für den Bettler, für den Weisen wie für den Toren. — Aber derselbe Tod, der die Schranke des Lebens bedeutet, kündet uns auch, daß das Leben selbst aus dieser Schranke nicht geboren sein kann, daß es den Raum und die Zeit erst aus sich schafft, wie es ja auch den Tod aus sich schafft, an dem wir die Schranke des Lebens bemessen. Alles Leben ist ein Sterben, aber alles Sterben ist ein Werden! Und erst aus den Tiefen dieses Werdens, aus denen das Sterben kommt, kommt auch wahres Menschenglück. Ja, höchstes Glück ist allemal nur ein anderer Name

für den Strom des Werdenden, der die Menschenseele durchflutet, es ist das Gelübde, dem Werdenden sich ganz zu eigen zu geben, ihm zu leben und ihm zu sterben. Darum ist auch das der Ernst des Todes, daß er unser Glück auf die Probe stellt, ob es diesem Werdenden sich vermählt, aus ihm seine Kraft gezogen, ihm sein Wort gehalten. — Wir meinen oft, dem Glücklichen müsse es doch schwer werden, zu sterben, dem Unglücklichen leicht. Umgekehrt! Wenn auch der Unglückliche den Tod herbeiruft, herbeizwingt, — er ist ja der Last erlegen, die ihm zu schwer geworden, und im Tode dringt diese Last noch einmal ganz auf ihn ein, der Tod läßt ihn noch einmal ganz empfinden, wie unglücklich er gewesen. Ich habe manchen sterben sehen, den einen tapfer, den andern feige, den einen leicht, den andern schwer. Aber am schwersten war's doch immer da, wo die Menschen das Glück nicht gefunden, es nie gekannt, und sie nun klagen mußten, daß sie sterben müßten ohne das Leben, das Beste am Leben gekannt zu haben. Und einmal habe ich ein Sterben gesehen, das war wahrhaftig ein seliges Sterben, das Sterben eines jungen Weibes, einer Mutter, die kurz zuvor dem Erstgeborenen das Leben gegeben hatte. Und wie der Tod dem Herzen nahte, da grüßte sie ihn mit den Worten: „Ich scheide ohne Schmerz und Weh, weil ich im Glück von hinnen geh! Das ist kein bleicher, düstrer Tod, das ist ein Tod voll Morgenrot!" Da lernte ich, daß, wo der Mensch einmal wahrhaft glücklich gewesen ist, wo er im eigenen Leben die Kraft des ewig Werdenden empfunden und die Lust solcher Kraft gekostet, er nie wieder unglücklich werden kann, er mit seinem Glück auch dem Tode Trotz bietet, es in den Tod mit hineinnimmt. Und das habe ich seitdem so oftmals erfahren, daß Menschen, die im Sterben sprechen konnten: ich bin so glücklich, so über-

glücklich gewesen, auch den Tod nicht fürchteten, daß sie auch unter den Qualen des Sterbens ihn ruhigen, heiteren Herzens herankommen sahen. Und wenn wir so viele arme Menschenkinder neben uns haben, denen der Tod so dunkel wird, dann wollen wir daran erkennen, daß sie in ihrem ganzen Leben wohl nie einen Lichtblick und hellen Sonnenschein des Glückes gekannt, dann wollen wir sehen, ob wir ihnen das nicht noch bringen können, was ihnen das Leben versagt hat: eine Liebe, die auch ihrem Leben einen ewigen Wert gibt, die ihnen sagt, daß sie unverloren, unvergessen bleiben, weil ihr armes, unglückliches Leben geholfen hat, eine Selbstsucht in uns zu überwinden, eine Liebesgemeinschaft in uns zu erwecken, — oder besser noch, daß wir solchen Sonnenschein in das Leben der Leidenden hineintragen, ihr armes Leben bereichern mit unserer Liebe, damit sie es fühlen: wir haben nicht vergeblich gelebt, da wollen wir gerne sterben! Und wenn wir an alle die denken, denen das Leben und der Gedanke an den Tod so schwer geworden, weil sie das Glück nie gekannt, dann sollen sie mit dem Ernste ihres Todes uns mahnen, daß wir an den Lebenden die Schuld abtragen, mit der sie im Leben zu kurz gekommen sind — dann ist auch ihr Leben nicht vergeblich gewesen, und ihre Todesangst ist ein Opfer geworden, mit dem sie Leben und Segen geschaffen für die Menschen, die Werdenden, die Kommenden!

M. Fr.! Die Todesfurcht — das ist immer auch bei uns ein Manko unseres Lebens, sie ist das Eingeständnis, daß wir jenes Glück des Lebens noch nicht gefunden, vor dem auch der Tod seine Schrecken verliert, daß wir den Wert des Lebens noch nicht geschaffen, mit dem wir auch vor dem Tode bestehen können. Was lassen wir den Menschen von uns zurück, wenn wir dahingehen müssen? Diese Frage ist

ungleich wichtiger, ungleich ernster als die, mit der die Menschen im Angesichte des Todes sich am meisten zu quälen pflegen: was wird aus uns im Grabe? Wie werde ich leben nach dem Tode? — Ist das, was wir den Menschen gegeben haben, wert, daß wir gelebt haben? Sind sie dadurch stärker, wahrer, freier geworden? Gibt es wenigstens eine Menschenseele auf der Welt, für die wir notwendig gewesen, die in uns eine Gottesoffenbarung gefunden, in uns eine Gottesliebe, ein Gottesleben erschaut? Wenn ja, dann haben wir das Glück gekannt auf der Erde, dann haben wir unseren Beruf erfüllt im Leben, dann kann der Tod nicht gegen uns zeugen.

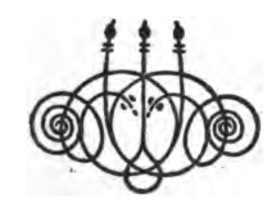
Ja, wir sind ein irrer Funke nur in dem ewigen Feuermeere Gottes, schnell aufleuchtend und schneller wieder verlöschend, aber mit diesem kleinen Lichte doch hineingestellt in eine Welt, die zum Lichte geschaffen, nach dem Lichte verlangt. Was wir der Welt an Licht und Wärme gegeben, so wenig es sein mag, das ist unser ewiges Teil, das wir von Gottes Leben mitbekommen, das deshalb nicht ins Dunkel des Todes hinabsinkt. Und weil es nur so wenig ist, so wenig sein kann, so ist das der wahre Tod, diesem Wenigen noch sein Recht verkümmern, unser Flämmchen, statt es leuchten zu lassen in die Welt hinein, wo es die lodernden Brände mehrt, in die Selbstsucht des kleinen Menschenherzens hineinbannen, wo es elendiglich ersticken muß. — Kein Himmel, und malten wir uns ihn aus mit allen glühenden Farben der Phantasie und unserer Wünsche, kann solche Seligkeit dem Herzen bieten als die, daß wir lebend oder sterbend den Weg gegangen sind, auf dem auch wir dem Leben notwendig waren, notwendig, um ein armes Menschenherz zu bereichern, eine dunkle Menschenhütte zu erhellen, in ein verirrtes, un-

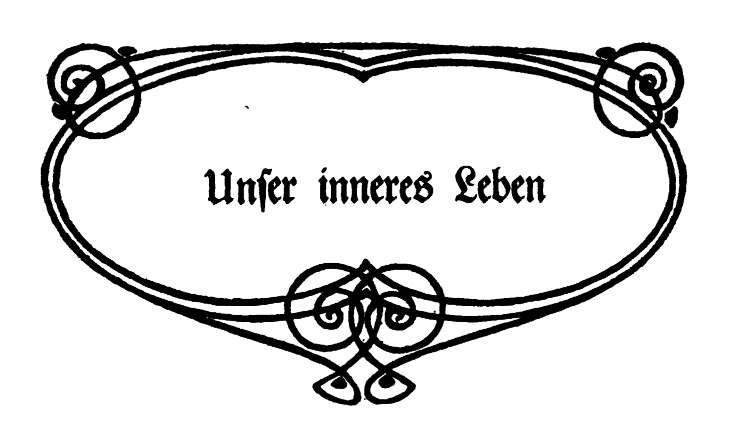
glückliches Menschenherz einen Schimmer des Glückes, ewigen Lebens hineinzutragen. Aber auch keine Hölle, und wäre sie noch so teuflisch und schauerlich erdacht, kann die Öde und Qual über die Verstorbenen verhängen, wie der Lebende sie in sich fühlt, der seine eigene Überflüssigkeit entdeckt und gewahr wird, daß es wertlos fürs Leben gewesen, ob er selber dagewesen und gelebt hat.

„Der letzte Feind, der aufgehoben wird, das ist der Tod!" Nein, der Tod wird eben nicht aufgehoben, er braucht gar nicht aufgehoben zu werden, weil er nicht der Feind des Menschen ist, sondern ein Bote Gottes, sein Prediger und seine Offenbarung, gerade so gut, wie jeder Tag der Geburt, jeder Augenblick unseres Lebens. Zum Feinde haben wir selber ihn erst gemacht, als wir aus ihm unseres Gottes Botschaft nicht mehr vernahmen, als wir ihm unsere eigenen kleinen und törichten Worte und Wünsche in den Mund legten. Da warf er seine dunklen Schatten in unser Glück, als wir mit unserm Glück uns dem Leben und seinen ewigen Gesetzen entgegenstellten, als wir es suchten ohne Gott, außer Gott. Und auch mit diesem Schatten will er nicht unser Feind sein, sondern Freund uns werden, daß wir um seinetwillen dem Leben einen Wert, ein Glück abringen, zu dem auch er noch Ja und Amen sagen kann, daß wir mit solchen Werten die Lebenden beglücken, die doch sterben müssen, damit auch ihnen der Tod Freund werde, weil er sie leben gelehrt.

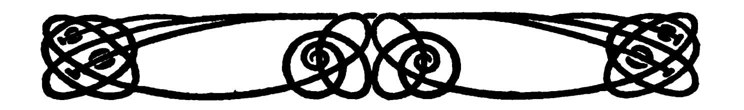
Und wollt ihr dann mit solchem tätigen, um Menschenherzen werbenden und Menschengeister beseligenden, wollt ihr mit diesem Ewigkeitswerte schaffenden Glück dem Tode nicht das letzte Wort lassen für euer eigenes, persönliches Dasein, meint ihr, es sei doch auch eine Feigheit, eine Müdigkeit, nachdem wir Glück, Seligkeit im Leben geschaffen haben,

nun die Hände hinzulegen und sie auszuruhen im Tode: nun, dann meinetwegen! Dann aber wollen wir auch hinter dem Vorhang kein anderes Glück, als wir vor demselben gefunden, kein weiches, genießendes, selbstsüchtiges, sondern wieder ein schaffendes, helfendes, wie der sterbende Ritter im Heldengedichte von Huttens letzten Tagen es gesucht: Erst dien' ich hier auf Erden meine Zeit, dann bin ich gern zu besserm Dienst bereit! Gewährt der Schöpfer mir ein größres Lehn, so hoff' ich wieder meinen Mann zu stehn!





Unser inneres Leben



Der Weg zum inneren Leben

Nach den weiten Wegen, die wir durch die Literatur der Modernen gegangen sind,* um in ihr die großen Ziele aufzusuchen, denen das religiöse Leben unserer Zeit zustrebt, lade ich euch ein zu einer Einkehr bei uns selbst, zu einer Reihe von Betrachtungen über unser inneres Leben. Das wird Kleinarbeit werden im Verhältnis zu den großzügigen, programmatischen Gesichtspunkten, von denen wir dort überall ausgegangen sind. Solche Kleinarbeit aber ist nicht jedermanns Sache. Sie verlangt viel Geduld, Konzentration und Ausdauer. Sie packt uns nicht und reißt uns nicht mit sich fort, sondern verlangt, daß wir sie packen und mit uns fortreißen. Und bei dieser Arbeit befinden wir uns noch dazu oft genug unter Tage, wir sind dabei in der Lage des Bergmannes, dem in seinem Schachte das helle Sonnenlicht nicht leuchtet, sodaß er sich mit dem kärglichen Strahlen seiner Grubenlampe behelfen muß. Die innere Welt, in der wir uns orientieren wollen, führt ja gewiß nicht, wie die älteren Jahrhunderte meinten, ein für sich bestehendes, gegen die übrige Welt abgeschlossenes Leben, aber sie macht doch ein besonderes Gebiet im Ganzen des Daseins aus, und wir nennen dieses Gebiet das *innere* Leben, weil es sich der

* Vergl. Albert Kalthoff, „Die Religion der Modernen“.

allgemeinen Beobachtung von außen entzieht und sich unmittelbar nur einem jeden von uns selbst erschließt. Freilich sieht es mit unserer genauen Kenntnis dessen, was wir das innere Leben nennen, dürftig genug aus. Wir fühlen wohl, daß ein solches Leben da ist, wir ahnen gelegentlich sogar etwas von den Gesetzen, nach denen dieses Leben sich vollzieht. Aber in diesen uns offenbar werdenden Lebensäußerungen ist immer noch so viel Verborgenes, daß auch der Erfahrenste und Kundigste immer wieder auf unbekanntes, noch ganz und gar unerschlossenes Land stößt. Und hinter diesem Verborgenen liegt wieder eine ganze Welt des ewigen Geheimnisses, ein Unergründliches, dessen äußerste Grenze wir im besten Falle zu berühren, in dessen Tiefen wir aber nimmer einzudringen vermögen. — Und doch sind wir Fremdlinge bei uns selbst, so lange wir in dieser inneren Welt nicht zuhause sind. Denn hier sind wir erst wirklich wir selber, hier liegt der ewige Quell, aus dem alles, was zu unserer Persönlichkeit gehört, beständig entspringt, hier bestimmt sich also auch unser wahrer Wert. Ohne den Halt, den wir in unserem eigenen inneren Leben finden, sind wir die schwankenden Rohre, die von jedem Windhauche von außen her bestimmt und bewegt werden, und niemand kann der Steuermann seines eigenen Lebens werden, der nicht die Strömungen kennt, die aus dem tiefinnersten Quell seines eigenen Wesens hervorbrechen. — Heute gilt es zunächst, den Weg zu suchen, der in diese Welt des inneren Lebens hineinführt.

Das ist ein altes, uraltes Suchen, von dem wir dabei ausgehen müssen, und mit einer endlosen Schar von Menschenkindern treffen wir dabei zusammen. Wenn es in der Bibel heißt, daß alle Menschengeschlechter auf Erden ihr

Ziel gefunden, daß sie Gott suchen sollten, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten, so sind ja alle diese Gottsucher unsere Vorläufer gewesen. Nur daß sie erst den Irrweg gehen mußten, um dadurch den richtigen Weg zu entdecken. Sie suchten einen Gott, ein Glück, einen Himmel, aber nicht in sich selbst, in ihrer inneren Welt, sondern draußen, fern über den Welten. Es ist eine Schar von wunderlichen Heiligen, die uns auf diesem Wege begegnet. Ihr kennt die alten Büßer, die Asketen, wie sie in der kirchlichen Sprache heißen, die, um Gott zu suchen, der Welt entflohen und in irgend einer Einsamkeit, in irgend einer Wüste die Übungen ihrer Tugend vornahmen. So hatten die griechischen Weisheitslehrer den Menschen den Weg gewiesen. Pythagoras und Plato hatten ihre Schüler gelehrt, daß die Welt, die wir mit den Sinnen wahrnehmen, nur Trug und Schein sei, daß der Mensch, der ihr vertraue, ihr nachlebe, sich selbst betrüge. Sie hatten das wahre Leben jenseits der Welt gesucht. Dort, wo wir nicht sind, sollte Gott sein, aus dem jede Menschenseele geboren werde. Wo es keine Zeit und keinen Raum gibt, in einer Ewigkeit und Unendlichkeit, die jede Zeit hinter sich und jeden Raum unter sich gelassen, sollte die unsichtbare Welt anheben, in der die Ideen wohnen, die Urbilder alles Lebendigen, auch des Menschen. Und Buddhas Jünger hatten ebenso jene Welt gesucht, die alles das nicht sein sollte, was wir doch einmal Welt nennen: nicht Leid, nicht Freude, nicht Leben, nicht Tod — eine Welt der Verneinung alles Lebens, das wahrhaftige Nichts. Und das Christentum ist von Hause aus ganz den gleichen Weg gegangen wie diese Asketen. In diesen christlichen Einsiedlern ist Plato und Buddha vereint, und wie sie unter den Tieren des Feldes hausen, in Höhlen und Felsengräbern,

wie sie auf den Säulen stehen und den Leib kasteien, da haben sie jegliches Erdengelüste weit von sich geworfen, um eine ferne, unbekannte Seligkeit zu erringen, sie haben ihr Leben in dieser Welt gehaßt, um die Seele zu erhalten zu ewigem Leben. Und wie sie dann ihre Klöster bauen, um in ihnen das fromme Gelübde der Armut, des Gehorsams, der Keuschheit abzulegen, da bekennen sie damit, daß sie nur in der Bekämpfung alles natürlichen Lebens und seiner Triebe Gott, und in Gott sich selbst finden können. Sie sperren sich ab von der Welt, sie führen ein weltfremdes, der Welt absterbendes Dasein in ihren Klosterzellen, und jedesmal, wenn diese natürliche Welt doch den Weg sich bahnt ins Kloster, ins Herz der Mönche und Nonnen, wird ein neuer Riegel geschmiedet, um ihr den Eingang durchs Klostertor zu wehren. Es ist nur eine Stimme in dieser großen, rechtgläubigen Christenheit, daß der Weg zu Gott unter allen Umständen durch die Wüste führt, und wo keine Wüste da ist, wird sie künstlich geschaffen; die Blumen, die am Wege ersprießen, werden ausgerissen, die Quellen und Bäche des Lebens ausgetrocknet; der Weg des Todes ist der Weg des Lebens geworden: sich selbst findet nur, wer sich selbst verliert und verleugnet. — Da regt sich die neue Zeit, und ihr kräftigster Protest richtet sich gegen die Klosterzellen, gegen den Wahn, als ob der Mensch erst wahrhaft Mensch werden könnte, wenn er alles Menschliche von sich abstieße, und Luther hat es am eigenen Leibe und Leben erfahren, wie der Weg durch diese Klosterwüste weit wegführt von dem ersehnten Ziel, er hat es geahnt und ausgesprochen, daß es nicht gut für den Menschen ist, wenn er allein ist, und daß mehr Sünden geschehen in der Einsamkeit als in der Geselligkeit. Darum hat er die Riegel des Klosters entzwei-

gebrochen und sich in das Leben der Welt hineinbegeben, er ist selber Gatte, Familienvater geworden und hat den Arbeitern, die mit ihren Händen nützliche Zwecke trieben, zugerufen, daß sie frommere Werke trieben als alle, die die Zeit mit beten und singen zubrächten. Jetzt durchbricht der lange zurückgehaltene Strom des Lebens die künstlich geschaffenen Dämme. Er ergießt sich in die Herzen der Menschen, die nun mit gierigem Munde an ihm sich erlaben. Die Sinne erwachen aus langem, todesähnlichem Schlafe und schauen in diese Welt, die vor ihrem erstaunten Blick sich ausbreitet, sie nehmen nun aus ihr ihre Wahrheit, bilden aus ihr ihre Schönheit, und mit emsiger Hand gestalten sie die Stoffe, die die Natur ihnen darbietet, nach ihrem Willen, nach ihren Bedürfnissen. — Jetzt sieht es aus, als ob die Wüsten, in die einst der fromme Büßer sich geflüchtet, aus dem Leben entschwunden, als ob sie alle in lachende, grünende Gefilde verwandelt wären. Die einst Gott gesucht, haben nun eine Welt gefunden. Jetzt nennen sie Irrtum und Wahn ihr altes Suchen, sie verwünschen die Zeit und die Mühe, die sie auf diesen Irrtum verwandt und spotten der Menschen, die noch heute dabei sind, in diesem Wahne weiter zu leben. Sie wissen es noch nicht, daß weltgeschichtliche Irrtümer allzeit Wegweiser zu neuen, besseren Wahrheiten darstellen, daß auch durch diese Welt, die sie gefunden haben, doch ein Suchen und Sehnen der Menschenseele hindurchzieht, die wieder nach einem höheren Standorte ringt, der die ganze unendliche Welt um sie her doch nicht groß genug ist, um all ihr innerstes Verlangen auszufüllen. Wir sehen ja aus all dem Lebensüberschwang und der Fülle der Lebensgüter merkwürdige Gestalten hervorwachsen, Sonderlinge, die wieder dem Leben und seiner Lust den Krieg

erklären und den Tod und seinen Schmerz selig sprechen, weil sie unter allen möglichen Welten diese Welt für die denkbar schlechteste halten, nicht wert, daß Menschen auf ihr leben mögen. Und immer größer wird die Gemeinde dieser Lebenshasser und dieser Weltverneiner, die unter dem neuen Kleide das alte härene Mönchsgewand tragen; die der Sonne fluchen, weil sie der Erde mit ihrem Jammer und Streit leuchtet, und von den Blüten des Feldes sich abwenden, weil sie des Menschen Herz erfreuen und dem Leben dienen. Da stehen wir wieder wie am Anfang vor der ewigen Menschheitsfrage, wohin wir fliehen, wohin wir uns retten sollen, wenn die wilde Jagd da draußen uns müde und matt gehetzt hat. Und wenn der Himmel sich uns verschlossen hat, zu dem die Völker ihr sehnendes Auge emporgehoben haben, — bleibt uns dann nur noch das Nichts, der Glaube an ein ewiges Erlöschen des Lebens, ans ewige Vergessen, der Sprung in die Nacht des ewig Unbewußten?

Nein, uns bleibt noch etwas anderes. Der Gott, in dem wir leben, weben und sind, er ist derselbe, der in uns lebt, webt und ist. — Was alle jene Wüstenprediger und Büßer der Welt gesucht, das ist eben das innere Leben, die Welt, die wir in uns selber tragen, unser eigenstes, persönlichstes Leben. Was alle Klostermauern der Welt den Menschen nicht bieten konnten, das schafft uns die verborgene Zelle, die Menschenhände nicht erbaut haben, die der Schöpfer selbst uns geschaffen, daß wir in ihr einmal wirklich allein, ganz allein sein können. Diese Flucht nach innen, in die Einsamkeit des Herzens, die läßt uns das Asyl finden, das die Flüchtlinge aus dem Leben, und alle frommen Einsiedler der Welt vergeblich gesucht haben. Nur ganz bei uns sein,

das heißt auch stille sein. Was da von Kampf und Unruh und Lärm noch ist, das ist auch von außen hineingedrungen, darin fühlen wir noch unsere Gebundenheit an ein fremdes Joch, wir merken, daß wir noch Gewalten unterstehen, die nicht wir selbst sind, daß wir noch auf Stimmen lauschen, die nicht aus unserer eigenen Tiefe hervorbrechen. Ich meine jenen Zustand des Lebens, wo wir einmal garnicht mehr fragen, was die Menschen, die guten oder die bösen, zu uns sagen, sondern allein was wir selbst zu uns sagen, wo wir uns nicht kümmern um die Liebe oder den Haß der Menschen, nicht um den Erfolg oder Mißerfolg unserer Taten und Entschlüsse, sondern nur unser Herz und Gewissen reden lassen, rein und unbeeinflußt durch alle Rücksichten und Vorsichten. Da mag uns selbst das, was wir Glück oder Unglück nennen, Freude oder Schmerz, entschwinden, weil darin doch nur der Klang des wechselnden Geschickes in uns nachklingt, nicht der Grundton unseres ureigensten Wesens. In diesem „ganz bei uns selbst sein" liegt das Geheimnis aller Menschenkraft, die verborgene Fülle alles Menschenwesens. Wer das noch nicht gefunden hat, der mag von den Wellen der Flut noch so hoch gehoben sein: die Hoheit des Menschlichen ist ihm noch nicht erschienen. Und wer es kennt und in sich trägt, den kann der Sturm des Lebens wohl erschüttern, aber nicht entwurzeln, nicht umwerfen. Der mag auf ungezählte Irrtümer seines Lebens zurückblicken, er mag das Schuldkonto seines Lebens überschauen, und selbst in dem Besten, was die Menschen an ihm loben, noch einen Fehler, ein Verderben erblicken: in der Welt, wo er ganz mit sich selbst ist, löst sich jeder Widerspruch in der Seele, da bleibt vom Irrtum nur die Wahrheit, die er in sich eingeschlossen, da kündet auch die Schuld eine Freiheit,

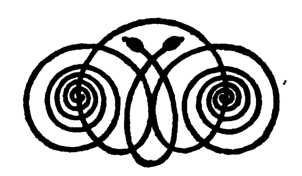
eine Größe, die in ihr mit dem Leben und seinen verschlungenen Pfaden sich verwickelt. — Aber der Weg zu diesem Asyl der Freiheit, der Weg zu uns selbst, in unser Innerstes, ist wieder ein Weg durch die Wüste und durch allen ihren Hunger, ihre Mühsal und Sehnsucht hindurch, ein Weg, auf dem es noch ganz andere Wüsten zu passieren und zu durchleben gibt, als irgend ein Asket der alten oder neuen Zeit nur geahnt.

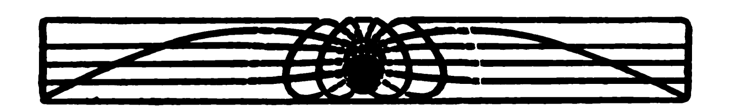
Wir haben Lebensaufgaben vor uns gesehen, die all unser Streben ausfüllten. Das war ein Grünen und Blühen des Lebens, das gefiel uns, da mochten wir wohl dabei sein. Wir nannten das einen Inhalt unseres Lebens, und meinten, jetzt wüßten wir, wozu wir da seien in der Welt. Wir kamen uns selbst einmal wichtig, vielleicht gar unentbehrlich vor unter den Menschen. Da merkten wir, daß das alles doch nicht ganz so wichtig sei, wie wir es uns vorgestellt, daß andre das auch, ebensogut, vielleicht noch besser konnten als wir, daß jedenfalls der Lauf der Welt von diesem unserem Tun nicht berührt werde. Da wagten wir es zuletzt, dieses ganze Wollen und Streben in Frage zu stellen. Was soll das alles, woran wir unser Leben gesetzt haben! Wenn das Haus gebaut ist, zu dem wir den Grund gelegt, wird es da nicht gerade diejenigen beengen, für die wir es bestimmt haben? Wenn wir das Ziel erreicht, an das wir alle unsere Kräfte gesetzt, war es dann der Mühe wert, mit der wir, mit der andre sich dazu abgeplagt haben? Und nicht einmal das schaffen wir, daß das Haus fertig werde! Denn auch das Fertige ist in sich wieder unfertig, es trägt schon in sich den Verfall, und das Ziel, das wir vor uns gesehen, entschwindet ja ohne weiteres in die Ferne, je näher wir ihm kommen. Da beginnt die Wüste mit all ihrem

Hunger, und oft genug, wenn wir in sie hineingeführt werden, mögen wir sie verwünschen, da wir ihren Schrecken zu erliegen drohen und lieber umkehren möchten zu den Fleischtöpfen Ägyptens, die wir hinter uns gelassen. Aber dann gerade entscheidet sich's, ob wir den Weg zu uns selbst finden, ob wir den Mut und die Kraft haben, uns durch die Wüste hindurch zu ringen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir in ihr umkommen und verhungern möchten. Dieser Wüstenweg sollte uns erlösen von dem, was wir tun, um uns hinzuführen zu dem, was wir sind, auf ihm sollten wir lernen, alles hinter uns, neben uns, unter uns verschwinden zu sehen, was mit dem kleinen Maßstabe unserer menschlichen Größe gemessen werden muß, um das in uns zu sehen, was von all dieser Größenschätzung nicht berührt wird, weil wir mit ihm beteiligt sind an dem Leben selber, mit unserem Eigensten, unserer Persönlichkeit. Die geht das nichts an, wie ihre Kraft sich entladet in den Reibungen des Lebens, wie der Weg sich ihr bietet, auf dem sie über die Erde wandelt; die hat es nur mit sich selbst zu tun und daß sie sich selbst getreu bleibt, sich selbst nicht wieder verliert. — Wir leben unter Menschen — und daß wir's tun, das ist unser Glück. Denn auch die, die uns zuwider sind, sind uns doch notwendig, daß wir von ihnen lernen, mit ihnen unsere Kraft messen, durch den Druck, den sie auf uns ausüben, erstarken. Und erst die, die uns lieb haben, sie bringen all den Duft in das Leben hinein und den Segen, an dem wir uns erlaben, daß der Dichter den selig preist, der auch nur eine Seele sein nennt auf der Erde Rund. Wer möchte das Leben ertragen, wenn ihm dieser Halt genommen würde, den wir an den Menschen finden, den Segen des Mitleidens und Erbarmens bei allen, die uns hassen, die Weihe der

Kraft bei allen, die uns lieben, die wir lieben! Das wäre wahrlich ein Wüstenweg, wo die hungernde Seele aufschreien und verschmachten möchte, wenn wir aus dieser vollen, reichen Menschenwelt verschlagen würden auf eine Insel, auf der wir das Alleinsein lernen müßten, weil keine Menschenseele mehr da wäre, der wir uns nahen, in der wir uns wiederfinden könnten! Und doch müssen wir auch durch diese Wüste hindurch, wenn wir wahrhaft zu uns selbst kommen wollen! Was alle diese Menschen uns geben, das ist auch eine Gewalt, die uns bindet, eine Versuchung, in der wir uns selbst verlieren mögen. Mit ihrem Haß und ihrer Liebe werfen sie uns aus uns selbst hinaus, in ein Fremdes hinein, und wenn wir es uns in diesem Fremden haben gut sein lassen, daß wir da unsere Hütten gebaut haben, dann gibt's für uns keine eigene innere Welt mehr, nur noch ein Echo, das wieder ruft, was in die Seele hineingerufen wurde. Darum muß es Wüsten geben, wo wir das Alleinsein lernen, wo wir auch das Heimweh nach den Menschen bezwingen durch die Gewißheit, daß wir bei uns selber zu Hause sind, in uns unsere Heimat gefunden haben. — Und wenn wir's gut mit den Menschen meinen, dann lehren wir sie selber, wie sie einsam sein können auch in unserer nächsten Nähe, einsam und still auch in dem lebhaftesten Austausch der Gedanken, weil wir ihnen etwas lassen, was nur ihnen gehört, was nur sie selbst sind, und dieses Einsame schonen, es nicht herauszerren aus seiner Stille und Freiheit in die Allgewalt unserer Liebe. Und wenn uns die Menschen diese Einsamkeit nicht gönnen und lassen wollen, nun, dann ist es unser Recht, daß wir selbst uns den Wüstenweg schaffen, und lieber einmal die Seele hungern lassen, als sie stetig nähren mit der Kost, die andere

ihr bereiten. — Wer nicht einsam, ganz einsam sein kann, der hat sich selbst noch nicht gefunden, der kennt noch nicht sein inneres Leben. Und wer die Einsamkeit fühlt, wer in ihr eine Gefahr und Versuchung wittert, der kennt sie noch garnicht, er kennt nur die halbe Einsamkeit, wo der äußere Mensch allein ist, aber der innere mit allen Fäden seines Lebens sich verwachsen fühlt mit denen, die ihn allein gelassen. Das ist noch die Wüste, die uns schreckt, nicht das Ziel, das wir suchen. Die ganze, große, selige Einsamkeit, das ist die, die wir in uns tragen können allezeit, die wir mitnehmen in das größte Gewirr der Menschen und jedes Gewühl des Lebens: die Einsamkeit des Herzens, das sich selbst gefunden und deshalb nie ganz aufgeht in dem, was es um sich her empfindet, nie sich selbst verlieren kann mit dem unendlichen Reichtum seines inneren Lebens an ein anderes, weil es, soviel es auch gegeben haben möchte, immer noch einen Reservefonds bei sich selbst besitzt, aus dem es Neues, Größeres, Reicheres geben kann!





Ahnungen

EINE besondere, moderne Richtung in der Kunst der Malerei bezeichnen wir als Freilichtmalerei. Licht hatten auch die älteren Künstler gemalt, oft schönes, bezauberndes Licht. Aber das Licht schien nur um des Schattens willen da, es ließ die dunklen und dunkleren Farbentöne hervortreten, die das Ganze des Bildes erst markierten und sich dann meist in geheimnisvollen Tiefen verloren. Und so hatten die großen Meister der Vergangenheit ihre unsterblichen Werke geschaffen: das freie helle Licht galt höchstens, wie in der heiligen Nacht, dem göttlichen Kinde, dem Menschen blieb das gedämpfte Licht, das Helldunkel. Jetzt läßt der Freilichtmaler den ganzen Glanz der Sonne, wohl gar der Mittagssonne, über das von ihm dargestellte Leben hinfluten, er faßt das Leben nicht da, wo es etwas verbergen, sondern da, wo es etwas offenbaren will. Als wir zuerst dieses freie Licht, wie die Natur es uns doch täglich zeigt, auf dem Bilde wiederfanden, waren wir erstaunt, verblüfft. Es war eine alte Lichtscheu in uns, die sich gegen diese, ich möchte sagen: brutale Helligkeit auflehnte. Zuerst wollten wir auch nichts davon wissen, daß die Künstler unsere Häuser so hell, so lichtfroh bauten, daß sie uns die dunklen Vorhänge von den Fenstern entfernten, uns die lauschigen, winkeligen Plätzchen und Verstecke nahmen, und unsere Wohnung zu einer Werk-

statt für Freilichtmaler machen wollten. Erst langsam gewöhnte sich das Auge und auch das Herz daran, daß der Sonnenstrahl, dessen Leben- und Wunderkraft in der Welt wir doch stetig preisen, nun auch bei uns selber nicht so kärglich bemessen sein darf, wie ja die alte Gewohnheit es getan. Einen neuen Lichthunger haben wir in uns eingesogen und fangen nun an, die Helligkeit als eine Belebung, als ein Labsal zu empfinden. — Helldunkel und Freilicht, das sind auch Zustände der Seele, unseres inneren Lebens. Die Welt der Ahnung ist das eine, die Welt der Erkenntnis das andere, in dem einen leben wir mit dem Gefühl, in dem andern mit dem Verstande. Und wenn zuerst der Verstand mit seinem hellen Lichte in das Leben hineinstrahlt, wenn dann eine große, unheimliche Klarheit alle Dinge des Lebens beleuchtet, dann möchten wir auch zuerst zurück in das alte Dämmerungsleben der Seele, wir wehren uns innerlich gegen ein Weltbild, das in greller Tagesbeleuchtung auf uns eindringt.

In diesem Helldunkel haben auch Meister des Menschlichen gearbeitet, sie haben in ihm höchste Menschenwerte ausgeprägt. Unser ganzes inneres Leben ist von Ahnungen durchzogen, mit ihnen beginnt jedesmal unser persönliches Dasein, und diese Ahnungen sind nicht übernatürliche Eingebungen, sie sind ganz natürliche Erzeugnisse, Regungen unseres inneren Lebens, sie sind nichts als die nach außen gekehrten, die uns selber sichtbar werdenden Gefühle. Die Instinkte, die zuerst völlig unbewußt in uns sich regen, werden durch die Eindrücke, die von außen auf sie eindringen, aus ihrem Schlummer geweckt. In diesen Instinkten liegt unsere Persönlichkeit verborgen. Sie sind die Kräfte, die wir mitbekommen haben aus dem dunklen Mutterschoße des Lebens, dem wir alle entstammen. Ihre Mischung und Färbung, ihre Stärke oder

Schwäche bestimmt unseren Charakter, unser innerstes Wesen. Aber wir merken nichts von ihnen, so lange sich ihnen nicht eine Reibungsfläche darbietet, von der sie in ihrer ungehinderten Entfaltung gehemmt werden. Erst der Reiz von außen her läßt uns empfinden, daß uns ein Herz in der Brust schlägt, daß wir Instinkte haben. Wie unsere Sinne von den Eindrücken des Lebens erregt werden, so fühlen wir auch die in ihnen wirkenden Kräfte. Und dieses Gefühl ist das erste, das ursprünglichste unseres inneren Lebens. Der Mensch fühlt eher als er denkt. Wie der Sonnenstrahl sein Leben berührt, empfindet er in sich die Kraft seines Wesens, das dem Lichte entgegendrängt, ohne daß er noch sich selbst, ohne daß er die Sonne kennt. — Wie Vater- und Mutterliebe das Kind umfangen, regt sich in ihm ein Wollen und Streben der Seele, die in dieser Liebe erst sich selber zu entdecken beginnt. Das ist die Welt der Ahnung, von der es heißt: Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch. Es ist ein Schaffen und Bilden, in dem die Seele mit ihren Eindrücken noch ganz in sich selbst bleibt, wo alles in uns sich noch unwillkürlich gestaltet, wo wir selber noch kaum merken, daß wir selbst es sind, die etwas tun, nur, daß in uns etwas vorgeht, mit uns etwas geschieht. — Solcher Art entstehen in uns unsere Befürchtungen und Hoffnungen. In ihnen reden wir ja ganz besonders von Ahnungen, ja, in ihnen üben unsere Ahnungen den meisten Einfluß aus auf unser Leben. Es sind unsere Lebensinstinkte und Lebensempfindungen, die dann ihre Eindrücke zu Zukunftsbildern gestalten, zu Ahnungen, Vorahnungen dessen, was kommen könnte. Es sind die Wunschbilder unserer Seele, die aus dem Gange der Ereignisse Farbe und Gestalt annehmen, und dann vor uns her eilen, um uns unbewußt, halbbewußt auf unserem Wege zu geleiten. So

entstehen in uns auch unsere Zuneigungen und Abneigungen. Auch sie sind Seelenahnungen, instinktive Erregungen, in denen wir empfinden, daß ein Menschliches in unseren Weg getreten ist, das einen mehr als gewöhnlichen Eindruck bei uns hinterlassen hat. Wie das Tier den Feind wittert, ehe es ihn gesehen hat oder auch nur kennt, so hat auch der Mensch seine Witterung, die ihn warnt, daß er sich in sich verschließe, um nicht die Beute eines Räubers zu werden, und er hat auch sein Vorgefühl einer Gemeinschaft, das ihn bei der ersten Berührung mit einer fremden Seele gleich überkommt mit der Ahnung einer kommenden großen Liebe. Dieses instinktive Empfinden, das von den Menschen, die in unsere Nähe kommen, auf uns übergeht, wirkt wie eine Naturgewalt, es bestimmt unser inneres Leben, es übt sogar gelegentlich gewisse Fernwirkungen aus, daß es die Kräfte des Hasses und der Liebe in uns nicht zur Ruhe kommen läßt. — Und aus diesen Empfindungen entsteht auch die Gottesahnung, ein unersättliches Verlangen, ein ewiges Sehnen der Menschenbrust, bei dem alle Instinkte zusammenwirken, um aus dem Strom der Welt das Leben einzusaugen. Wir haben Gott nicht erfunden, haben ihn nicht überkommen aus der Überlieferung unserer Väter, er selbst ist in uns lebendig geworden mit jeder ursprünglichen Regung unseres Inneren. Ihn haben wir geahnt, als wir im ungestümen Drang der Freiheit zuerst anstießen an die ewige Gewalt, die alle Menschen, alles Lebendige bindet, aber auch, wenn dann aus dem Gefühl der Ohnmacht und der Gebundenheit der Schrei nach Freiheit und Erlösung in uns lebendig wurde, er war in jedem Gefühl der Freude als der Dank, der unsere Freude heiligte, und in dem des Leides als die Kraft, das Leid zu tragen, er war in unserer Schwachheit und Schuld, um sie mit uns

zu tragen, er rang in uns über alle Qual des Zwiespaltes hinaus nach Versöhnung und Frieden des Herzens. — Darum gehört das Ahnen zu den Lebensbetätigungen unserer Seele. Es ist so elementar, daß wir nirgends von ihm loskommen. Und wollten wir seiner spotten und lachen, so würde es sich doch nicht verscheuchen lassen. Und wir wissen auch von seinen Segnungen und Kräften zu sagen. Wir kennen alle die Macht der ersten Eindrücke, und wissen, wie oft wir später es bereut haben, daß wir diesen ersten Eindrücken nicht gefolgt sind, sondern haben uns durch allerlei, von uns selbst oder anderen nachher beigebrachten Vernunftgründen gegen die ersten Eindrücke bestimmen lassen. Eine bange Ahnung warnte uns, als wir den folgenschwersten Schritt unseres Lebens unternahmen: wir redeten sie nieder, machten uns klar, daß hinter der Ahnung doch nur ein unbestimmtes, unfaßbares Gefühl stand, nannten es wohl gar Trägheit und Gespensterfurcht, daß wir unser Handeln nach so unwägbaren, nur den dunklen Triebkräften der Seele entstammten Impulsen richten wollten, und nachher erfuhren wir es zu unserem Schrecken, daß in dem dunklen Drange dieser Ahnung mehr Licht und Vernunft gesteckt als in allen den klugen Erwägungen, die zuletzt den Sieg in uns davongetragen haben. So ist es uns ergangen bei den Menschen, wenn wir endlich all die Sympathie und Antipathie, die sie uns ursprünglich einflößten, überwunden und uns in den Gedanken gefunden hatten, daß die Menschen doch anders, schlechter oder besser seien als wir zuerst geglaubt — und wir uns nachher eingestehen mußten, daß wir grundfalsch gegangen, als wir den ersten Weg unseres Empfindens verlassen und gegen die Wahrheit unserer Seelenahnung mißtrauisch geworden waren. So war wohl auch einmal eine Zeit gekommen, wo wir die

Gottesahnung aus unserem Herzen hinausgedacht und hinausgeredet. Es war uns klar geworden, daß wir an diesem wogenden, überquellenden Herzen, diesem ungeheuren, inbrünstigen Sehnen ein Hemmnis für unser Hineilen zu einem praktischen Lebensziel, für die Ausnutzung unserer Kräfte im Dienste der praktischen Lebensaufgaben bei uns trügen. Wir hatten denkend die Welt begreifen gelernt und gesehen, daß kein Raum in ihr für einen Gott bleibe, daß da alles Ursache und Wirkung, Kraft und Stoff, Maß und Zahl, Stoß und Gegenstoß sei. Jetzt war es hell geworden in unserem Kopfe, und mit diesem Lichte des Verstandes war die Götterdämmerung hereingebrochen, in der alles fromme Ahnen der Seele untergegangen war. Doch dieses helle Tageslicht hat uns schnell so nüchtern, so müde gemacht, daß wir nach der Farbenpracht des dämmernden Lebens, nach Morgen- und Abendröte zurückverlangen und lieber die Sonne selbst preisgeben möchten, als der Wunderwelt entsagen, die in der Gottesahnung uns umfangen. Wir beneideten zuletzt die Menschen, die noch schlummern und träumen konnten, während uns der wache Geist beständig in Atem erhielt, uns unerbittlich weiter trieb, uns keine Ruhe, keine Rast gönnte. Ja, wir hätten gerne das Licht unseres Wissens und unserer Erkenntnis um einen Schimmer des Helldunkels gegeben, in dem noch die ahnungsvolle Seele einen Gott in sich nahe fühlte. Ja, wenn wir das alles überschauen, dann möchten wir wohl sagen: die Vernunft kann irren, der Instinkt nicht! Wir möchten das tastende Ahnen und Fühlen für lebenfördernder erachten als das klare Sehen und Verstehen. Und in der Tat, wenn wir die Geschichte der Menschheit im großen und ganzen überschauen, dann können wir nicht umhin anzuerkennen, daß das Gefühl ihr

Wegweiser gewesen ist, das mit richtigem Instinkte sie auch da sicher geleitet hat, wo wir mit all unserem Denken doch nur Wahl und Qual und Irrung finden: das hat ihr die mächtigen Antriebe gegeben, daß sie in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges bewußt war, es hat sie in Furcht und Hoffnung gehalten und ihr damit über die Fährlichkeiten und Abgründe hinweggeholfen, bei denen der Tageswanderer schwindlig wird, daß er in allen seinen Gedanken sich verwirrt und in seiner eigenen Logik sich verfängt. Es hat die großen Wahlverwandtschaften unter den Menschen lebendig erhalten, die bei den Völkern und den Einzelnen mehr erreicht als alle diplomatischen Künste der gewiegtesten Politiker, oder alles Wägen und Überlegen der routiniertesten Praktiker. Und erst in der Gottesahnung ist den Menschen eine Kraft erstanden, die sie mit brennender Liebe erfüllte und sie über sich hinausgehoben mit dem Unendlichkeitsdrange, dem Ewigkeitsdrange ihrer Natur. Gott ist ja immer nur als Ahnung lebendig. Von ihm gibt's kein Wissen, ihn erreicht keines Menschen Gedanke. Ja, Gott ruht auf dem tiefsten Grunde jeglicher Ahnung. Jede lebendige Empfindung ist auch eine Prophetie, und der Mensch, der mit dem Gefühle lebt, dem Instinkte seines Gefühles vertraut, hat immer etwas Prophetisches an sich, eine Begeisterung, eine Wärme, daß ihm das offenbar wird, was kein Verstand der Verständigen erfaßt. Das ist eine innere Schau, die hellsichtig macht, wo von außen alles dunkel ist und nebelige Dämmerung herrscht. —

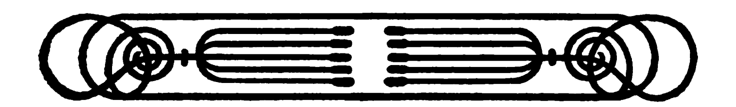
Und doch hat diese Welt der Ahnung den Menschen gelogen und sie betrogen, daß sie sich selbst fremd geworden sind und ihr Bestes, ihre Menschlichkeit, unter einem Wust von Ahnungen begraben haben. Die schlimmsten Zeiten der Völkergeschichte, das waren immer die, wo die Völker an ihren

Ahnungen krank waren, wo sie um der Dämmerung willen, in der sie lebten, der Sonne fluchten und ihr wehren wollten zu scheinen, wo sie aus ihren Ahnungen ihren Glauben, ihre Moral schufen und danach ihre Gesetze machten, nach denen sie leben und wandeln sollten. Da wurde aus dem Instinkte der Furcht und Hoffnung die fürchterlichste Geißel der Menschheit, die Sklavenkette, die alle Geister band und alle Gewissen, daß sie um einer Furcht zu entgehen und einer Hoffnung teilhaftig zu werden, sich selbst wegwarfen, sich selbst verkauften an ihre Peiniger und Bändiger. Und aus dem Instinkte der Zuneigung und Abneigung wurde der große Völkerhaß, der Rassenhaß, der lawinenhaft anschwellend die rohsten Leidenschaften, die niedrigsten Instinkte entfesselte. Und aus der Gottesahnung wurde der Götzendienst, der sich seinen Moloch errichtete, in dessen glühenden Armen die Menschenseelen zu Tode gemartert wurden, aus dem Prophetengott wurde der Gott der Schriftgelehrten und Pharisäer; es kamen die Gottesdeuter und Gottesgelehrten, die dann im Menschen die Gottesahnung mit Beschlag belegten, um sie sich zu unterwerfen und sie zu lenken nach ihrem Willen. — Und auch für uns ist es eine der gefährlichsten Krankheiten der Seele, wenn sie an ihren Ahnungen krank wird, wenn sie in dem so häufig eintretenden Zwiespalt zwischen Ahnung und Erkenntnis keinen Weg der Versöhnung findet und zuletzt den Erkenntnisdrang in sich erstickt, um nur dem Gefühl zu leben und dem Gefühl zu folgen. Diese Instinktmenschen leben sich selber zur Qual. Das eben ist ihr Verhängnis, daß sie nicht mehr reine Instinktmenschen sind, nicht mehr naiv genug, um fraglos und wahllos ihren Empfindungen zu folgen, sondern daß sie nun sich ein System bilden, einen Willensentschluß, in dem sie aus dem, was halbbewußtes Dämmerungsleben war, eine

bewußte, ihr Leben beherrschende Absicht gemacht haben. Sie wollen nun einmal ihrem Gefühl nachleben, wollen dieses Gefühl künstlich züchten, wenn sich sein natürliches Leben nicht einstellt, um der Notwendigkeit eines klaren Gedankens, eines vernünftigen Entschlusses auszuweichen. So hat alle Unklarheit und Verschwommenheit für sie etwas Bestrickendes und Berauschendes, sie können ihr ganzes Leben damit verbringen, ihren Ahnungen nachzuhängen und nachzusinnen. Nun werden sie auch überall verfolgt von ihren Ahnungen. Sie vermögen keine Furcht mehr zu bannen und keiner Hoffnung zu entsagen. Sie kommen über die Sympathie und Antipathie, die sie den Menschen gegenüber nun einmal haben, nicht hinaus, sind außerstande, sich auch einmal in die Seele anderer zu versetzen und die Menschen wahrhaft groß, d. h. nicht nach dem Standpunkt der eigenen Person, sondern nach dem der anderen, zu beurteilen. Und wenn sie fromm sind, dann schwelgen sie in ihrem Gottesgefühl und Gotteshunger, und verlieren dabei den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen, sie werden der Erde und ihren Pflichten entrückt und fremd. Die Instinkte selbst, die von Hause aus etwas natürliches, also auch etwas gesundes waren, und uns starke und tapfere Begleiter auf unserem Wege waren, werden dann krank und immer kränker, je mehr sie aus ihrer natürlichen Lebensentfaltung hinweggenommen und zu bewußten, beabsichtigten Lebenstrieben gemacht werden. Der Mensch, der von seiner Ahnung sich leiten läßt, ohne es zu merken und zu wollen, der ist gesund, und was er, dem Impulse seiner Seele folgend, macht, das gerät wohl. Der Mensch aber, der nun zu seiner Ahnung spricht: du sollst mich leiten, ich will dir gehorchen, der ist krank, und was er tut, das wird ihm Irrtum und Trug. Die Ahnung hört sofort auf, Ahnung

zu sein, sie versagt sofort ihren großen und hohen Dienst und wird eine Gefahr des inneren Lebens, wenn sie mit Bewußtsein gesucht, gepflegt und festgehalten wird. — Darum ist der Weg zur Heilung dieser Krankheit, an der wir gelegentlich alle einmal leiden, klar vorgezeichnet und einfach: wo wir den Einfluß unserer Empfindung merken, wo es uns zum Bewußtsein kommt, daß wir den impulsiven Eindrücken der Seele folgen, da gilt es, den Ahnungen zu entsagen, und dafür der Erkenntnis, der Einsicht und Erfahrung, der Vernunft zu folgen. Täten wir es nicht, so würden wir der Sonne, die aus dem Morgennebel hindurchringt, wehren, mit ihren Strahlen uns zu leuchten. Da würde uns keine Berufung auf unser Gefühl mehr vor der Schuld retten, eine Pflicht versäumt zu haben, die klar vor der Seele stand und gebieterisch auch über unsere Gefühle und Ahnungen hinwegschritt. Da darf uns keine Erinnerung an das schwanke Dämmerungslicht, in dem wir uns wohl gefühlt, daran hindern, feste und sichere Wahrheiten zu erfassen, ihnen selbst die liebsten Ahnungen zu opfern. — Und wenn wir diesen Weg gehen, wenn wir so unser Gefühl entlasten von einer Aufgabe, die es seiner Natur nach nicht leisten kann, nicht leisten darf, dann werden wir unsere Gefühlswelt gesund und stark erhalten. Sie wirkt dann unbewußt in uns weiter und dringt aus den Tiefen unseres Wesens immer neu hervor, sie schafft immer neue, größere Ahnungen, je weniger wir uns an den alten festhalten und die alten mißbrauchen zu bewußtem Dienst unseres Lebens. Wo wir in jede Furcht und Hoffnung, die uns persönlich gefangen halten will mit ihrem dunklen, halbdunklen Leben, hineinleuchten mit dem Lichte der Erkenntnis, daß alle unsere Menschengeschicke jenseits von Furcht und Hoffnung sich vollziehen, nach dem ewigen,

unverbrüchlichen Gesetze des Geschehens, da dringt desto reiner in unsere Seele der große Instinkt des Lebens hinein, der nur eins fürchtet, eben die Schwäche der Furcht, und nur eins erstrebt, die Kraft und den Mut eines sieghaften Glaubens. Je mehr wir unsere Empfindungen erheben von dem, was an ihnen unbewußte Zu- und Abneigung ist, zu einem hohen Pflichtgefühl der Gerechtigkeit und inneren Gemeinschaft mit allem Lebendigen, desto mächtiger kommt der Strom der Liebe uns ins Herz, der nur einen Haß kennt: den Haß gegen jeden Haß, gegen jede Unterdrückung und jegliches Verderben der Knechtschaft, und nur eine Liebe, die Liebe zur Liebe, zu allem, was dem Menschen einen neuen Adel und eine höhere Würde verleiht. Und wie wir bereit sind, jeglicher Gottesahnung zu entsagen, die uns bannen will in der Seele, um unseren Freiheitstrieb, den Lebenstrieb, den Geistestrieb zu unterbinden, quillt ein reicheres, tieferes Gottesleben in uns hervor, die Ahnung des Gottes, der Geist ist und Leben, der in jedem Ewigkeitssehnen, in jedem Freiheitsdrang, in jeder Wahrheitserkenntnis zu uns kommt, um Wohnung in uns zu nehmen.



Selbsterkenntnis

MIT der Wahrheitsfrage, die ihn aus dem Schlummer seines unbewußten Lebens weckt, tritt der denkende Mensch zuerst an die ihn umgebende Welt. Sie steht vor ihm mit allerlei Rätseln ihres Daseins und soll ihm Antwort geben, daß er ihre Rätsel löse. Er will wissen, was sie ist, woher sie kommt, wohin sie zielt. Eine unüberwindliche Neugier erfaßt ihn und läßt ihm keine Ruhe, daß er immer wieder die alte Frage stellt, so oft er auch in der Vergeblichkeit all seiner Mühe seine Enttäuschung gefunden haben mag. — Es war eine große Zeit, als die Weisen von Alt-Hellas zuerst solche Wahrheit zu suchen anfingen. Und so seltsam uns Heutigen die Wahrheit, die sie gefunden zu haben meinten, auch scheinen mag: daß sie gefragt haben, ist mehr wert als alle Antworten, über die die Menschheit längst hinausgewachsen ist, wie schließlich jeder heranreifende Mensch die Wahrheiten seiner Kinderstube hinter sich läßt. Bald sollte die Welt aus dem Wasser kommen, bald aus der Luft, bald aus dem Feuer oder aus der Zahl, und immer wieder wurde die vorangehende Wahrheit von der nachfolgenden als Irrtum verworfen, bis die Geister vom Wirbel der entgegengesetzten Meinungen erfaßt wurden und nur noch der Lust des Fragens sich hingaben, dem willkürlichen Spiel ihrer Gedanken folgend, ohne

darauf zu rechnen, daß bei solchem Spiel überhaupt noch ein reeller Ertrag an Wahrheit herauskommen könnte. — Aber auch in dieser sophistischen Sintflut, die alle Wahrheitsrechte aus der Welt hinwegzuspülen drohte, suchte der Wahrheitsgeist nur neue Ziele. Von der Welt lenkte sich der Sinn hin zum Menschen. Wo die Erkenntnis der äußeren Natur unmöglich erschien, rief das Orakel den Menschen zur Erkenntnis seiner selbst. Das war ja auch viel wichtiger, im Hause der eigenen Seele Bescheid zu wissen, als der Sonne und den Sternen nachzusinnen! So erschließt sich nun dem wahrheitsuchenden Geiste ein neues Gebiet: der Mensch mit seinem Lebens- und Schaffensdrange, seiner unersättlichen Sehnsucht und seinem Glückshunger. Was ist dieser Mensch mit seinem Leben? Was will er? Wohin zieht ihn sein Streben? Und wieder beginnt der große Entdeckungszug im Reiche der Wahrheit. Der Mensch, so winzig klein er dasteht, trägt doch eine Unendlichkeit in sich. Wer ihn erkannt und verstanden hätte, der hätte von dem ewigen Bilde des Lebens den Schleier gelüftet, er hätte der Gottheit selber ins Herz geschaut. So kommt doch zuletzt wieder die große Müdigkeit über alle Entdecker, die den Menschen gesucht im Diesseits und Jenseits, als den einzelnen und als das politische Wesen, die ihn gefeiert und beklagt, ihn begleitet bei seinem Schaffen und seinem Genießen. Was ist Wahrheit? So tönt der Ruf wieder durch die Welt mit gellendem Laute. Auch der Mensch ist sich ein eigenes Rätsel geblieben. Hinter allen Antworten, die die Philosophen in ihm, über ihn gefunden zu haben meinten, steht doch wieder das große Fragezeichen. Von vorne beginnt das alte Lied, das alte Leid, und ob auch alle Apostel und Kirchenväter, alle Konzilien und Synoden für Himmel und Erde, für Gott und Mensch endlich die

Wahrheit ergründet und für alle Zeiten festgestellt zu haben behaupten, auch das bricht alles wieder zusammen, und heute sind wir wieder an dem alten Anfang der alten Wahrheitsfrage angekommen, um mit Faust zu bekennen: wir sehen, daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen. — So hätten wir denn gar nichts gelernt durch das Jahrtausende alte Mühen der Menschheit? Das wäre nur immer ein in sich selbst zurückkehrender Kreis gewesen, bei dem die Geister zuletzt auf ihrem alten Punkte sich wiederfinden? Nein, wir haben doch etwas gelernt, und sehr viel: Wenn alle diese Wahrheiten, die die Menschen mit heißem Bemühen gesammelt haben, wieder fraglich werden und in sich zerfallen, so bleibt doch der wahrheitsuchende Geist als das Sichere, das nimmer in Frage gestellt werden kann, er bleibt eine ewige Notwendigkeit, in allen Fährnissen seiner Entdeckungsreisen und Irrfahrten sich selbst zu behaupten, er bleibt als die innere Wahrhaftigkeit, von der alle Wahrheitsfragen als von ihrer letzten und höchsten Instanz entschieden werden müssen. So wird die Wahrheit, die die Menschen solange da draußen gesucht, immer mehr eine Seite des inneren Lebens. Im Menschen wird sie geschaffen, aus ihm heraus muß sie verstanden und beurteilt werden. —

Darum gibt es keine Wahrheitserkenntnis ohne Selbsterkenntnis. Die innere Wahrhaftigkeit ist der Lebensgrund einer jeden Wahrheit. Wer eine Wahrheit verkündigen oder lehren will, der muß zu allererst selbst an seine Wahrheit glauben, er muß persönlich die lebendige Überzeugung von seiner Wahrheit in sich tragen. Der Gedanke findet die Gewähr seiner Richtigkeit erst in der Zustimmung unseres inneren Menschen, die es uns ermöglicht, ihn als einen Bestandteil von uns selbst zu vertreten. Ohne einen Menschen, der für

sie eintritt, gibt es keine Wahrheit, auch nicht die allereinfachste, natürlichste. Zweimal zwei wäre nicht vier, wenn nicht Menschen da wären, denen dieser Satz aus dem Herzen herausgesprochen wäre, die an der Übereinstimmung dieses Satzes mit ihrer Menschennatur, mit ihren Sinnen, ihrem Denken nicht ihre Lust und Freude empfunden hätten. Der Mensch ist tatsächlich das Maß aller Dinge. Sein Wissen ist im letzten Grunde ein Glauben an sich selbst, es ist der Glaube, daß das, wozu er selber Ja und Amen sagen kann, auch wahr ist. Darum gibt es ohne dieses Persönliche, ohne diese eigene Empfindung für uns keine Wahrheit. In jeder Wahrheit, die wir aussprechen, muß auch ein Stück unseres eigenen inneren Lebens offenbar werden, und damit beginnt unsere Wahrhaftigkeit, daß wir der Wahrheit eben kein anderes Siegel aufdrücken als eben diese unsere Gewißheit. Auch die Wahrheit, die wir von anderen überkommen haben, wird unsere Wahrheit erst, wenn sie sich vor unserem eigenen Inneren auszuweisen imstande ist, und es bedeutet schon den Anfang der Unwahrhaftigkeit, wenn wir sie ohne diesen Ausweis in unseren Wahrheitsbestand aufnehmen. Das ist es eben, was wir durch die Arbeit aller Wahrheitsucher vor uns gelernt haben, daß wir Wahrheit nicht von anderen lernen, borgen, kaufen können, daß wir in jeder Wahrheit ein Stück von uns selbst geben. So geben wir aber auch mit jedem Stück von uns selbst den Menschen eine Wahrheit. Darum ist unser Wahrheitsgerede so oft ein eitles Geschwätz, weil wir gar nicht *unsere* Wahrheit geben, sondern eine fremde; das ist die große Krankheit, an der wir leiden, daß wir tausenderlei Dinge als Wahrheiten abstempeln, für die wir doch nie die Verantwortung des eigenen Gewissens übernehmen können, die wir vielleicht erst gegen den Widerspruch

des eigenen Gewissens uns aufgezwungen und angezüchtet haben. Ein feines, durchgebildetes Wahrheitsgewissen empfindet zuletzt jeden leisen Hauch eines Fremden in der eigenen Seele als eine Unwahrhaftigkeit, es läßt nicht mehr nach, bis jede fremde Regung und Bewegung in eigenes Leben umgewandelt ist und läßt nur das Selbsterarbeitete, Selbsterrungene als Wahrheit gelten. — Das ist die erste Probe, die wir auf unsere Wahrhaftigkeit machen müssen, daß wir das, was uns selbst angehört, sondern von dem, was wir überkommen haben. Eine ernste, schwere Arbeit, bei der es ohne tiefgehende innere Kämpfe nicht abgeht! Denn auch das Überkommene ist oft arg mit uns verwachsen und dadurch uns wert geworden. Aber es ist nicht mit uns verwachsen durch die Harmonie unseres Wesens, durch die freudige Zustimmung des eigenen Geistes, sondern durch die alte, liebe Gewöhnung, durch das Gesetz der Trägheit, durch Rücksichten und Vorsichten. Da merken wir, daß vieles, vielleicht das Wichtigste von dem, was wir unsere Wahrheit nannten, im Grunde nur unsere Feigheit und unsere Bequemlichkeit war. Wir gingen in erborgtem, wenn nicht gar entwendetem Gewande einher und schienen so der Welt gegenüber in einer Gestalt, die unser wahrstes Wesen beständig verbarg. — Solcher Art sind die meisten religiösen Wahrheiten. Sie sind uns von frühester Jugend an in die Seele gelegt, zu einer Zeit, wo wir selbst noch zu schwach waren, uns gegen sie zu behaupten. Man hat uns wohl gar gesagt, daß diesen Gedanken und Worten gegenüber das Sünde sei, was sonst im Leben überall Pflicht heißt: die eigene Prüfung des Überkommenen, und daß das Tugend heißt, was sonst ein Unrecht wäre: die Augen schließen, die Vernunft zum Schweigen bringen, um gerade das für wahr zu halten, was unserem

ganzen Menschenwesen entgegen war, wozu wir nie hätten Ja und Amen sagen mögen. Das sollte Gottes Wort heißen, was in keiner Weise in unsere Vernunft eingehen könnte, das sollte Wahrheit in der Religion sein, was allem, was wir sonst Wahrheit nannten, widerspräche. Dann haben wir diese Worte und Gedanken so oft in der Religion gehört, so oft gesprochen, es ist uns gesagt worden, daß von ihnen unser Lebensglück und unsere Seligkeit nach dem Tode abhinge, daß wir nun fast davon überzeugt sind, sie seien wirklich unser Eigentum. Jetzt wehren wir uns gewaltsam gegen die Zumutung, Rechenschaft abzulegen über die wahren Gründe, die uns bestimmt haben, diese Wahrheiten uns anzueignen. Wir fassen es als eine schwere Beleidigung, wenn uns jemand auf die Unwahrhaftigkeit in diesem unseren Glauben aufmerksam machen will, der doch gar nicht eigentlich unser Glaube ist, sondern der unserer Lehrer und Erzieher, oder der ihrer Vorfahren. Äußere Umstände des Lebens haben es gemacht, daß wir gerade diesen oder jenen Lehrer gehabt haben. Wären wir zu einem anderen gekommen, so würden wir vielleicht das Gegenteil von dem glauben, was wir heute Wahrheit nennen, wir würden vielleicht mit derselben Energie das festhalten, was wir jetzt mit Leidenschaft bekämpfen. Ich denke nicht daran, denen, die das festhalten, was wir den Glauben der Väter nennen, ohne weiteres innere Unwahrhaftigkeit zur Last zu legen. Sie mögen eine innere Verwandtschaft mit diesem Glauben haben, mögen innerlich von den Gründen, die diesen Glauben geschaffen haben, nicht loskommen können. Aber dann soll das auch ihre Wahrhaftigkeit sein, daß sie diesen Gründen ihren Persönlichkeitswert belassen und sie nur für sich gelten lassen, nicht für alle als entscheidend betrachten. Und das soll ihre Redlichkeit

sein, daß sie über diese Gründe sich klar werden, daß sie nicht auf zwei Seiten hinken und sich und anderen einreden, ihr Glaube, der gegen die Vernunft sich wendet, sei im Grunde doch wieder vernünftig, der Glaube, der sein Ansehen durch sein Alter erhält und durch den Gehorsam gegen die Überlieferung, gebe ihnen doch eine Freiheit und gehöre ihnen kraft eigener Prüfung! Das erst ist die Unwahrhaftigkeit, wenn diese Gläubigen sich selbst betrügen über die wahren Gründe und Ursprünge ihres Glaubens, wenn sie nicht den Mut haben, auch darin wahr zu sein, daß sie sich zu den wahren Gründen ihres Glaubens bekennen. — So geht es bei unzähligen Menschen in der Religion, so geht es aber auch ebenso in der Moral. Wir nennen sittliche Wahrheiten, was doch nur ein altes Erbstück des Lebens ist und keinen Beweis seiner Berechtigung vorzubringen vermag, als daß es alt und morsch geworden ist. Mit diesen sittlichen „Wahrheiten" schlagen wir gelegentlich alles tot, was uns wirklich wahr zu machen imstande wäre, das nennen wir gut, sich dem fügen, was einmal zur Sitte sich kristallisiert hat, das tun, was wir andere neben uns auch tun sehen. Schon der Versuch, an diesen sittlichen Wahrheiten zu zweifeln, sie auf ihren wahren Grund zu prüfen und sich die innere Freiheit ihnen gegenüber zu wahren, gilt als ein Verbrechen, eine Lästerung. Und wir merken gar nicht, wie viel Unwahrhaftigkeit sich solcher Art bei uns, in uns festgesetzt, wie oft wir mit unserem Namen eine fremde Firma, allerlei Schmuggelware decken. Ich denke nicht daran, jede Zustimmung zu dem, was Sitte im Leben heißt, zu verwerfen. Ich weiß viel zu gut, daß das Leben auch Schwerkraft braucht, um seinen Bestand zu sichern, und daß auch in dem, was der andere tut, was die Väter und Urväter getan haben, das gleiche Recht des Lebens sich betätigt

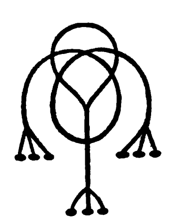
wie in dem, was ich selber tue, was wir Heutigen tun. Aber dann sei auch das unsere Wahrheit, daß wir wissen, was wir tun! daß es auch das eigene Urteil, das eigene Gewissen sei, was da den Weg unseres Lebens uns weise! Das Fremde hört ja auf, für uns fremd zu sein, der Zwang hört auf, Zwang zu sein, wenn wir seinen Sinn begreifen, wenn wir freiwillig ihn in unser Leben aufnehmen. Das ist das Erste in der Arbeit der Selbstkritik, daß wir das Eigene sondern lernen von dem Fremden, um nur das Eigene als unsere Wahrheit, unser Wesen gelten zu lassen.

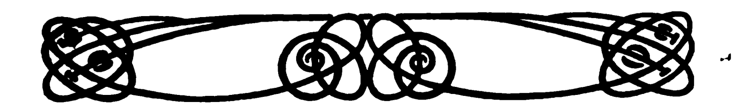
Aber das Erste ist nicht das Ganze, nicht das Letzte. Unser Eigenstes, unser Selbst ruft ja auch wieder zur Kritik heraus, es will von uns verstanden, erkannt, beurteilt und gewertet werden. Das ist die schwierigere Arbeit, bei der gar mancher, der die erste getan hat, stecken bleibt und scheitert. Wir finden Menschen, die durchaus wahr sind in dem Sinne, daß sie nie etwas sagen oder tun würden, was sie nicht wirklich innerlich empfinden und wollen. Sie sind wahr bis zur Schroffheit und Rücksichtslosigkeit und würden es als einen unerträglichen Druck empfinden, wenn ihnen jemand zumutete, anders zu scheinen, als sie wirklich sind. Und doch bleibt ihnen in ihrem Inneren das Größte und Schwerste übrig, die Wahrhaftigkeit gegen sich selbst. Das nennen wir unsere Wahrheit, daß wir den Menschen offen die Gesinnung zeigen, die wir gegen sie empfinden: Abneigung gegen die, die wir nicht leiden mögen, Zuneigung denen, die wir lieb haben. Aber darauf kommt es nun nicht mehr an, sondern darauf, ob diese Zuneigung selber innerlich wahr ist, ob wir durch beides nicht am Ende nur etwas vor uns selber verdecken wollen, was wir an uns selber nicht sehen wollen. Unsere Abneigung: ist sie wirklich ein reiner Instinkt gegen

das, was wir schlecht und gemein nennen, oder ist sie eine geheime Regung unseres bösen Gewissens, das hinter der Abneigung sich verschanzt, um sich die eigene Schwäche, das eigene Verschulden nicht eingestehen zu müssen? Ist sie nur das Erstere, so werden wir in ihr die Aufgabe fühlen, das Schlechte und Gemeine, das uns so verhaßt ist, zu überwinden, und da das nur durch Veredlung der Menschen, die wir nicht leiden mögen, möglich ist, an diesen Menschen mit um so ernsterer, hingebenderer Treue zu arbeiten, damit sie von dem, was uns diesen Haß gegen sie in die Seele gegeben, frei werden! Unsere Abneigung wird so, je reiner und edler der Grund ist, auf den wir sie zurückführen, sich selbst aufheben, sie wird das Persönliche, Gereizte verlieren und sich in Mitleid und Erbarmen mit denen, die unter dem Schlechten und Gemeinen leiden, wandeln. Darum kann keine Abneigung auf die Dauer vor ernster Selbstkritik bestehen. Sie muß, je aufrichtiger und wahrhaftiger wir mit ihr ins Gericht gehen, auch eine Liebe werden, die sich nicht erbittern läßt und nicht das Ihre sucht. — Und unsere Liebe: ist sie wirklich jene große, kraftvolle, selige Empfindung, mit der wir allem Menschlichen uns verwandt fühlen, alles Menschliche an unser Herz ziehen, oder lebt in ihrem Namen die Schwäche, die Empfindsamkeit? Ist das, was wir an anderen lieben, nur ein Stück von uns selbst, das wir gerade an ihnen wiederfinden: eine Übereinstimmung mit unseren Lebensansichten, eine Zustimmung zu unseren Lebenszielen? vielleicht gar nur eine unbewußte Regung unseres Trieblebens? Ist sie das Erstere, dann ist sie selbst so groß und frei, daß sie an dem geliebtesten Wesen nur das ewig Menschliche sieht, daß sie an seinem Wachstum sich freut, seine höchste Lebensentfaltung erstrebt. Das ist dann ihr Glück, mithelfen

zu können einer schönen Menschenkraft, daß sie zu ihrer Blüte und Frucht gelange, das ist ihre Seligkeit, einer Seele zur Freiheit den Weg zeigen zu können, die es unternommen, von allen Sklavenketten sich zu lösen. Ist sie aber das Letztere, dann will sie ihr Opfer nur so haben, wie sie selbst ist, will es wandeln nach ihrem Bilde, will es am liebsten für sich, ganz allein für sich haben. Das ist die Selbstkritik, zu der jede Liebe uns herausfordert, daß wir auch für sie uns einen Maßstab schaffen des Großen und des Kleinen, um nie zufrieden zu sein mit einer engen, kleinen, selbstsüchtigen Liebe und stets an ihrer Befreiung, Vertiefung, Ausreinigung von allem Selbstsüchtigen zu arbeiten. — Selbstkritik verlangt auch unser Wille. Wir wollen das Gute, das Beste, natürlich. Aber das besagt ja gar nichts, wenn wir nicht auch den Mut und die Kraft haben, zu prüfen, was das Gute und Beste ist, wenn wir nicht auch die Ehrlichkeit besitzen, uns zu fragen, warum wir denn das wollen, was wir das Gute und das Beste nennen. Das Beste zu wollen, ja, das ist ein schöner Anfang für den, der ihn wirklich erreicht. Aber doch nur ein Anfang, nicht das Ende! Hinter dem „das Beste gewollt zu haben", verschanzt sich wieder die feige Flucht vor jeder ernsten Selbstkritik, die Scheu vor dem Eingeständnis, daß wir zu träge, zu verliebt in uns selbst gewesen sind, um nun auch das Beste so zu wollen, daß der andere, die Menschen, das Beste dabei fanden und nicht wir selbst! Ich meine, wir sollten nie argwöhnischer, kritischer sein gegen uns selbst, als wenn wir so den Drang unseres besten Wollens in uns fühlen und alle Lust haben, diesem Drang die Zügel schießen zu lassen, um unseren Willen dem anderen aufzuzwingen und ihm selbst das Beste zu nehmen, was er hat: seine Freiheit, seine eigene Persönlichkeit!

Ja, die Selbstkritik ist etwas großes und schweres. Und so sehr sucht der Mensch ihr zu entgehen und sie zu fliehen, daß er sogar unter ihrem Namen sich selbst wieder einen Betrug zurecht macht, und vielleicht den feinsten, gefährlichsten. Ich meine das eitle Sinnen und Grübeln, mit dem wir müßige Stunden verbringen, wo jede Selbstkritik nur auf eine Selbstbespiegelung hinauskommt und selbst die Anklagen, die wir gegen uns erheben, nur dazu dienen müssen, uns einen Zöllnerstolz zu bilden, — die Eitelkeit des Menschen, der mit seinen Fehlern prunkt und in seiner Reue schwelgt. Das ist sicher die unwahrste Unwahrhaftigkeit: die Selbstkritik, die nur zum Weihrauch der eigenen Schwäche und Tatenlosigkeit wird, wo eine geistige Hypochondrie, die sich allmählich herausbildet, in sich selbst wühlt und sich zerwühlt, ohne daß eine neue Kraft und ein neues Leben dabei herauskämen. — Dein Wort ist die Wahrheit — dann ist aber auch jede Wahrheit ein Wort Gottes, zum Menschen gesprochen. Und dann ist nur das eine Wahrheit, was auch eine Kraft und Weihe des sittlichen Lebens in sich trägt. Und auch von der Wahrheit, der Wahrhaftigkeit, gilt es: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!





Leidenschaften

Die Welt der Empfindung in uns ist wie ein weites, unergründlich tiefes Meer, das bald in majestätisch stiller Ruhe daliegt, bald vom Sturme aufgewühlt und gepeitscht wird. Der Sturm in der Seele, das sind unsere Affekte, unsere Leidenschaften. Und das Wort sagt schon selbst, was es in seinem Schoße trägt. Es ist das Menschenlos, daß er an allen den Leiden am schwersten trägt, die der eigenen Seele entstammen. Die Leidenschaft aber ist das ureigenste Leid der Seele. Sie ist die plötzliche Entladung einer übermächtig angesammelten Kraft, bei der die Wirkung jeder vorhergehenden Berechnung spottet, und die dann einen natürlichen Rückschlag der Ermüdung und Erschlaffung mit sich bringt. Je mächtiger der Affekt gewesen, der die Seele ergriffen, desto fühlbarer wird der Rückschlag, bis zur völligen Erschöpfung und Ohnmacht des Bewußtseins. — Darum erscheinen schon die alten Philosophen fast allesamt den Affekten feindlich gesinnt, und namentlich will die Weisheit der stoischen Schule die Menschen dahin führen, daß sie jenseits jeglicher Affekte leben sollen. Und dann kam das Christentum und es predigte eine Ruhe für jeglichen Sturm der Seele, es schuf die Einsamkeit und die Klosterzelle, wo der Mensch seine Stille finden sollte von allem

Drang der Leidenschaften und seine Genesung von all den Wunden, die der Affekt ihm geschlagen. Und die Kirche stellte die Affekte unter die alte Anklage, daß sie dem Fleische und seiner Sündhaftigkeit entstammen, und sagte dem Menschen, daß nur die völlige Ertötung derselben ihm Ruhe und Frieden bringen könne. Aber die Affekte sind doch da, sie sind Zustände des inneren Lebens, mit denen ein jeder zu tun hat, der eine mehr, der andere weniger, und wer zu seinen Affekten nicht die richtige Stellung gewinnt, wird zeitlebens unter ihnen zu leiden haben, er wird aus einer inneren Unruhe nicht herauskommen, wird zwischen leidenschaftlicher Erregung und bitterer Reue hin und herschwanken und in Selbstanklagen sich aufreiben. Darum sind wir den Affekten nicht günstig, sie stören uns am Tage bei unserer Arbeit und rauben uns nachts den Schlaf, daß wir ruhelos auf unserem Lager uns wälzen.

Und doch möchte ich heute zunächst einmal ein Wort zugunsten der Affekte reden. Sie wirken doch nicht nur verheerend, sondern auch befruchtend, erfrischend. Ein Mensch ohne Affekte wäre kalt wie Eis, oder starr wie ein ausgebrannter Krater. Selbst in der Beurteilung weltgeschichtlicher Erscheinungen dürfen wir den Affekten getrost ihre Kraft und ihren Wert zuerkennen. Wir wissen es doch, wie die Propheten gerade aus der Leidenschaft heraus die Kraft nahmen, ihre lodernden Feuerbrände in die Herzen der Menschen zu werfen, um auch in ihnen die gleiche Leidenschaft für Recht und Freiheit der Völker zu entzünden. Wir erinnern uns daran, wieviel Großes in der Welt zustande gekommen ist, nicht durch fischblütige Diplomatie und kühle Erwägung, sondern durch den heißblütigen Sturm und Drang der Völker, ja, daß das Größte und Beste in der

Kultur der Menschheit nie denkbar ist ohne den Enthusiasmus, der ja auch nur eine besondere Art von Affekt ist. Wir meinen wohl oft, die Wissenschaft sei affektlos, sie werde geübt allein von der reinen Vernunft und dem kalten Verstande. Aber auch Wissenschaft, wenigstens die echte, wissenshungrige Wissenschaft ist doch nur gehaltener Affekt, sie ist eine Leidenschaft für die Wahrheit und kommt auch gelegentlich zum Ausdruck, wenn ihr Werk geglückt ist und der Sucher neuer Wahrheitswege sein „gefunden!" hinausruft in die Welt. Und wer den Verstand kalt nennt, der kennt nicht das Entzücken, das die Seele empfindet, wenn sie seine reinsten Gebilde erschaut hat, er kennt nicht die verhaltene Glut, die in einer „Kritik der reinen Vernunft" eingeschlossen ist, die Energie einer Leidenschaft, die in allen Gesteinen herumwühlt, um aus morschem Staub und Sand Goldkörner der Wahrheit zu entdecken. — Und Kunst ohne Affekt ist schlimmer als ein Mensch ohne Seele. Die Kunst ist ja geboren aus dem Rausch der Leidenschaft, der die Menschen ergriff, wenn sie dem Leben — und das Leben feierten, und wie die bacchantischen Scharen mit wildem Jauchzen von den Opferhöhen herniederstürmten, an den Zuckungen des Todes ihre Lebensgluten entzündend, da haben sie die große Lebenstragödie geweiht zum heiligen Dienst der Menschheit, daß aus dem Schmerze die Lust geboren werde und der Affekt die Schöpferkräfte der Seele entfessele. Um dieser Leidenschaft willen erregte die Kunst freilich den Zorn der Philosophen, die insbesondere ihre affektvollste Betätigung, die Musik, aus dem Zukunftsstaate der Menschheit verbannen oder wenigstens unter strengster polizeilicher Zensur gehalten wissen wollten. Aber die Menschen ließen sich den Affekt nicht verbieten, und sie sangen und tanzten, sie lebten und

liebten weiter und was das Leben und das Lieben an Freudenschaften und Leidenschaften schufen, das wurde die große Lebensdichtung, die aus jedem lebendigen Kunstwerk zu den Menschen redet. Und der Sturm des Lebens fegte auch durch die Stille der Klosterzellen, und alle leidenschaftlichen Gluten entbrannten nur um so heftiger, je gewaltsamer sie gedämpft und ausgetilgt werden sollten. Ein Affekt wie ihn die Welt noch nicht gekannt, ergriff die Völker, ein Haß gegen die Knechtschaft und eine Liebe zur Freiheit, daß vor solchem Ungestüm eine alte Welt zusammenstürzte und unter ihren Trümmern eine Kirche und einen Staat begrub, die beide gemeint hatten, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollten. Und heute ernten wir die Früchte, die unter dem Frühlingsbrausen der neuen Zeit ihre ersten Blüten entfaltet. Die Menschen mit den heißen Leidenschaften haben uns den Tag geschaffen, in dessen Lichte wir wandeln, sie haben die für uneinnehmbar gehaltenen Festungen gestürmt, die als Zwingburgen der Knechtschaft errichtet worden, sie haben die steilen Höhen erklommen, von denen hernieder sie selber das Morgenlicht des neuen Tages im Herzen gegrüßt. Jetzt wollen wir wahrlich dem Affekte nicht fluchen und zürnen, wir wollen ihn nicht einmal fliehen, sondern ihm uns hingeben, ihn aufnehmen unter die lebenschaffenden Kräfte der Menschheit, und wenn wir Kunst sehen und Kunst hören, dann soll sie uns Affekte auslösen in der Seele, daß wir aufgerüttelt werden aus dem trägen Schlaf, und lieber wollen wir heftige Schmerzen in uns fühlen und das zuckende Weh des Grimmes, als in der kühlen Gelassenheit dem Lauf der Dinge zuschauen und dem unerschütterlichen Gleichgewicht der Seele uns verschreiben. Nein, wir wollen uns erschüttern lassen, wir wollen den

Haß und die Liebe kennen und den Schmerz und die Freude; ja lieber wollten wir uns verzehren lassen von einem großen Eifer und wollten unser Herz versengen lassen von einer großen, brennenden Liebe, als das behagliche Stilleben führen, das keine Blitze kennt und keinen Donner, aber auch keine luftreinigenden Stürme und keine scharfen, erfrischenden Winde. Und wenn wir in frommem Glauben uns versammeln, um im Namen Gottes die Kraft und den Sinn des Lebens zu suchen, so soll dieser Name uns nicht einlullen und einschläfern, er soll uns schütteln und rütteln, daß wir wach werden, er soll ein Feuer in unserem Herzen entzünden, das nimmer verlöscht und mit seinen heiligen Gluten unser ganzes Wesen ergreift.

Aber wir dürfen doch nicht unterlassen, auch das tiefe Mißtrauen gegen die Affekte, von dem die Geistesgeschichte der Menschheit zu erzählen weiß, auf seine Berechtigung hin zu prüfen. Es sind doch gar ernste Menschen, die diesem Mißtrauen Ausdruck gegeben und einen Weg zur Freiheit von allen Affekten haben suchen wollen. Leidenschaft ist immer ein Leiden und der Mensch strebt vom Leiden hinweg, und das ist sein Recht, sich gegen das Leiden zu wehren, ihm keine Herrschaft über sich einzuräumen. So ist auch die Apathie, das Befreitsein vom Leiden, das die Philosophie als höchstes Ziel ihrer Weisheit sucht, wesentlich ein Freisein von Affekten, von den qualvollen Mächten der Leidenschaft, der Gemütsbewegung. Daß die Affekte so, wie sie kommen und gehen, wie sie hervorbrechen aus dunklen Tiefen und über den Menschen hinwegstürzen, nicht menschenwürdig sind, dazu brauchen wir nicht erst den Philosophen zu hören. Das sagt uns die Karikatur des Menschen, die entsteht, wenn er willenlos und zügellos von seinen Affekten sich

treiben läßt. Der Mensch ist zu sehen bestimmt, der Affekt aber ist blind, seine Blindheit ist gerade seine Kraft und seine Stärke. Darum hebt die Leidenschaft den Menschen nicht nur auf eine Höhe, die er ohne sie nie würde erreichen können, dieselbe Leidenschaft stürzt ihn auch in den Abgrund, auf dessen Tiefe er zerschellt, und der stürmische Drang des Lebens, der den Völkern die Freiheit geschaffen, hat ihnen auch die Ketten geschmiedet, in denen sie durch ihren Affekt gehalten wurden. Von den Affekten des Hasses, der sich zerstörend dahinwälzt über das Glück der Menschen, wie von denen der Liebe, die mit ihrem Übermaß die Seele gepackt und sie im Sturm der Gefühle mit fortreißt, um dem fremden Glück das eigene, sich selbst zu opfern, — von den Affekten der Trauer, wo die Seele dem wilden Ausbruch des Schmerzes sich ganz überläßt, wie von denen der Freude, die sich selbst nicht zu fassen vermag in jubelndem Überschwang und seliger Lust des Herzens: von ihnen allen gilt es, daß, je stärker die Flut des Affektes war, desto empfindlicher immer die Ebbe sein wird, die sich einstellt, wenn der Affekt seinen Höhepunkt überschritten hat. Was wir heute eine impulsive Natur nennen, ja, das zeigt uns doch nicht nur die Lichtseiten, sondern auch die Schattenseiten der Affekte, und es dürfte noch erst zu erwägen sein, ob diese impulsiven Naturen nicht auf die Dauer mehr Unheil und Torheit anrichten, als sie Segen stiften unter den Menschen. Es ist zuletzt nur eine Flucht vor dem Nachdenken, eine Zügellosigkeit und Launenhaftigkeit des Willens, die sich hinter dem Namen der impulsiven Naturen verbirgt. Darum ergeht es ihnen, wie einem Menschen auf der Schaukel, der von dem eigenen Schwergewicht bald hierhin, bald dorthin getrieben wird und beständig zwischen Extremen haltlos hin

und herpendelt. Sie zeigen uns damit nicht eine Stärke sondern eine Schwäche des Menschenwesens. — So bleiben denn die Affekte doch ein Problem und eine Aufgabe unseres inneren Lebens, und der Philosoph ist durchaus auf der richtigen Fährte, wenn er sich selbst und die anderen von der Herrschaft derselben befreien will. In dieser Aufgabe dürfen wir uns nicht durch den Gedanken beirren lassen, daß eine Reihe von Leidenschaften naturgemäß in der Jugend ihre eigentliche Stärke behaupten und im Alter abnehmen. Das Alter schafft keine Herrschaft über die Affekte, sondern stumpft sie höchstens ab, und ein stumpf gewordenes Alter ist sicher nicht das Ideal, dem wir nachstreben sollen. Und im Alter stumpfen auch nur die großen Leidenschaften ab, die kleinen, niedrigen, kleinlichen werden dadurch nur um so lebendiger und wirksamer. Die Kraft des großen Hasses geht zurück, dagegen setzt sich die kleine Gehässigkeit und Gereiztheit nur um so fester. Die großen Affekte der Freude und des Schmerzes lassen nach, dafür bilden sich die kleinen der persönlichen Eitelkeit und Genußsucht, der Verbitterung und der nörgelnden Empfindlichkeit nur um so stärker aus. Das Alter wird garnicht von selbst ruhiger, sondern eher unruhiger, unsteter. Es bedarf einer großen, tapferen Lebensarbeit, wenn das Alter wirklich etwas von der abgeklärten, olympischen Ruhe sich erwerben will, die wir an den größten, temperamentvollsten Naturen bewundern. Und der Jugend dürfen wir doch auch nicht das Recht, den Affekten zu folgen, von Leidenschaften sich leiten zu lassen, ohne weiteres zuerkennen. Im besten Falle wird ihr Leben sonst ein blendendes Feuerwerk, das schnell in seinem Glanze erlischt; sie vergeudet ihre Kraft an eine Menge von Dingen, die nimmerdar eine Frucht bringen. Und im schlimmeren Falle wendet sich

die Kraft gegen sich selbst, sie verzehrt und versengt das eigene Leben, daß nachher die Kraft gerade da fehlt, wo sie am notwendigsten gebraucht wird.

Deshalb stellen uns die Affekte eine der schwierigsten Erziehungsaufgaben, namentlich für die Selbsterziehung. Einen Weg zu derselben zeigt uns Spinoza, der es tatsächlich dahin gebracht hat, daß alle Leidenschaften gebändigt zu seinen Füßen lagen, das Bild des reinen Riesen, der sich aller Wut der Leidenschaft und aller Torheit der Menschen gegenüber den höchsten Gleichmut der Seele bewahrt und in seinem letzten Lebenswerk den Affekten ein bemerkenswertes Kapitel widmet, nicht um sie zu verwünschen oder zu belachen, sondern, um sie zu erkennen und in der Erkenntnis ihrer Gründe ihre Notwendigkeit aufzuzeigen, d. h. die Seele mit ihnen auszusöhnen. Wenn denn der Affekt eine natürliche Lebenskraft und Lebensäußerung ist, so kann es nimmermehr darauf ankommen, ihn aus dem Leben zu verbannen, ihn mit dem Makel der Sünde zu belegen und dadurch in der Angst des Gewissens zu ersticken. So unnatürlich das ist, so unmöglich ist es auch. Der Mensch, der sich vor seinen Affekten fürchtet, mag durch sie sich zerknirschen lassen, Herr über sie wird er nimmer werden! Es wird ihn peinigen, daß er immer wieder in den alten Fehler zurückfällt, aber er wird den Fehler darum doch nicht los werden. Dazu bedarf es einer freien und fröhlichen Bejahung der Affekte, einer Anerkennung ihrer Berechtigung und ihres Wertes für den einzelnen Menschen, wie für das Kulturleben der Menschheit. Es sind Wildlinge, die damit in uns hervorsprossen. Aber alle edlen Bäume sind einst Wildlinge gewesen, und die besten Früchte ziehen wir noch heute, indem wir gesunde Wildlinge nehmen und sie ver-

edeln, ihre natürliche, gesunde Lebenskraft in die edleren zarteren Bildungen überleiten. Die Veredlung der Affekte aber geschieht, indem wir ihre natürliche Kraft in den Dienst der Vernunft und des sittlichen Menschenwesens stellen. Jede ernste Gedankenarbeit befreit auch ohne weiteres von der Qual der unstät flackernden Leidenschaft, sie gibt unserem ganzen inneren Wesen Stetigkeit und Festigkeit. Nichts beruhigt das aufgeregte Temperament so sicher, als ein Gedanke, dem wir nachsinnen bis in seine letzten Gründe, und wenn die Leidenschaft mit uns durchgehen und uns nicht gestatten will, einem fremden, neuen Gedanken nachzusinnen, ein Buch zu nehmen, das uns eine andere Richtung gibt, nun, so brauchen wir nur aus dem Affekte selbst einen Gegenstand des Nachdenkens zu machen, um die Zügel über uns selbst wieder zu bekommen. Dabei bleibt die Wärme, selbst die Glut des Affektes, aber er selbst bekommt Klarheit, und mit der Klarheit Ruhe und Reinheit. Das nenne ich eine innere Gymnastik, daß wir in der höchsten Erregung uns zwingen, uns nur einmal die Frage nach der Ursache der Erregung zu stellen. Gewiß wird dann zuerst die Erregung selbst in der Antwort, die wir geben, noch zu Worte kommen. Aber nun gilt es, weiter fragen, jede Antwort wieder in eine neue Frage wandeln, bis wir glücklich von dem, was uns so ganz persönlich erregt hat, losgekommen sind und ein allgemeines Problem für unseren Geist gefunden haben, in das unsere Erregung sich aufgelöst hat. Jemand hat uns beleidigt, das hat uns tiefinnerlich erzürnt. Die Beleidigung zu rächen, dazu sind wir zu stolz, sie in uns verschließen, heißt uns ein Gift einimpfen, das weiter und weiter frißt. Was sollen wir tun? Über die Sache nachdenken! ihre Ursache sachlich aufhellen wollen! Das macht

uns zuerst gegen unsere eigene Empörung mißtrauisch, wir fangen an, das Urteil, das wir schon fertig hatten, zu revidieren, es noch eine Weile auszusetzen. Wir fragen noch einmal, was der andere denn eigentlich getan? wie wir ihn beurteilen würden, wenn wir selbst nicht so nahe dabei beteiligt wären. Jetzt gewinnen wir ein Interesse daran, uns das Verhalten des Anderen aus ihm selbst zu erklären, wir entdecken den Punkt, wo er selbst unter dem Zwange einer Notwendigkeit gehandelt hat, wo er von seinem Standpunkte, von seiner Lebensanschauung aus gar nicht anders konnte als das tun, was uns so empört — und wir haben mit diesem allgemeinen Interesse, das wir unserer Streitfrage gegeben, die Gewalt über uns wieder, die uns verloren zu gehen drohte.

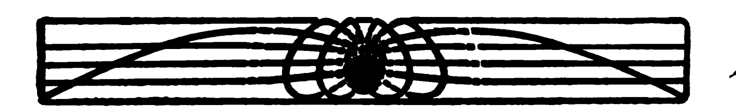
Oder wir entdecken in uns eine übermächtige Leidenschaft, eine Begierde nach einem Gute, das wir besitzen, genießen wollen. Der Begierde freien Lauf zu lassen, heißt, alles hinter uns werfen, was wir an eigenem Adel und eigener Würde besitzen. Sie unterdrücken dagegen heißt auch, sie verewigen, daß sie in heimlicher Verborgenheit ihr Wesen treibe, in trüber, gedämpfter Glut weiter lebe. Da fangen wir an, über die Leidenschaft selbst nachzudenken. Wir fassen das Gut, das wir erstreben, schärfer ins Auge und prüfen seinen Wert, wir fangen an zu ahnen, daß dieser Wert sich eben durch seinen Besitz verringere, daß es dann doch nicht halten würde, was wir von ihm erwarten. Wir sehen die Menschen an, die das haben, was wir begehren — und wir werden freier und freier, weil wir in jedem Besitz auch seine Fessel, in jedem Genuß auch seine Enttäuschung entdecken. Da ist das Begehren selbst nicht erstorben, aber von seiner Qual und Unruhe gereinigt, es hat sich in die

ernste Frage gewandelt: wozu all der Schmerz, die Lust? Wo ist denn ein Glück, das ohne Reue wäre?

Das ist das eine, wodurch wir die Affekte wandeln, indem wir sie klären, indem wir sie von dem Lichte des Gedankens bestrahlen lassen. Und das andere, das wichtigere ist, daß wir sie erweitern von einer persönlichen zu einer menschlichen Leidenschaft, wo wir selbst dann jeden Sturm unserer Seele ausfluten lassen in das große, ewige Leben, das uns mit allen unseren kleinen Reibungen und Affekten in sich trägt. Das ist der Weg, den ein Schiller, und mehr noch ein Goethe gegangen sind, die beide sicher von Hause aus starke Affekte besaßen, aber von Jahr zu Jahr eine größere sicherere Ruhe ihres Lebens sich erwarben. Aus der kleinen Leidenschaft eine große machen heißt, sie ihres Stachels berauben, die Gefahr ihr nehmen und sie zu einer Quelle des Segens machen. Dieser wilde Schmerz, der uns durchbebt: er ist doch nur eine Regung des Menschenloses, das wir mit allen teilen, das wir tragen und leiden müssen, weil wir Menschen sind! Daher verbindet uns unser Schmerz mit allen leidenden Menschenkindern, deren Leid wir mittragen und zu unserem eigenen machen; das reißt uns aus der Vereinzelung, zu der unsere Leidenschaft des Schmerzes uns verführen wollte, das gibt uns die Berührung wieder mit allem Menschlichen, es fügt uns ein mit unserem eigenen Geschick in die große, ewige Lebensordnung Gottes, der alles Menschliche unterstellt ist. Und wenn der freudige Affekt uns umwerfen, uns in unserem Glücksgefühl hochmütig, unbarmherzig, kalt und hart machen möchte: nun, so soll unsere Höhe uns einen Weg zeigen, daß wir die anderen aus der Tiefe zu uns emporheben, daß unser Glück uns eine Pflicht und eine Verantwortung verkünde allen denen gegenüber, die auch nach

Glück hungrig sind: dann gibt es kein noch so stürmisches, leidenschaftliches Glück, das nicht eine große Klarheit und Reinheit in uns schüfe, ein neues Band der Gemeinschaft und Liebe, in der es nur einen unzerstörbaren Affekt, eine nimmer aufhörende Leidenschaft gibt: mit dem eigenen Leben Segen und Kraft den Menschen zu geben! Wie schwer das alles ist, nun, das weiß ich so gut wie ihr. Aber in der Leidenschaft für das Schwere und Schwerste hält der Affekt sich allein gesund, wird er selber aus einer Herrschaft über den Menschen eine Befreiung und eine Erlösung.





Das Allerheiligste der Seele

Es hieße den Entwicklungsgang des geistigen Lebens völlig verkennen, wenn wir dem modernen Geschlechte zumuten wollten, daß es sich selbst an seinen Pfingsttagen noch in den Theologenstreit um den heiligen Geist der Kirche einleben solle. Für den Gelehrten mag die Sache immerhin noch einiges Interesse behalten. Er mag sich fragen, wie griechische und altpersische Vorstellungen miteinander und mit dem Christentum gerungen haben, als die Menschen versuchten, den neuen Gott der Völker, unter dessen Regiment die Kirche alle Geschlechter der Erde zusammenfassen wollte, in ihre Namen und Formeln zu fassen. Wir reden eben in unserer Zeit eine andere Sprache. Wir haben dem weltfremden und weltverlassenen Gott, dem dürren Gedankending der Priester und Schriftgelehrten, den Abschied gegeben. Wir kennen Gott nur im Zusammenhang mit dem Leben, er selbst ist uns das Leben, Lebensgrund, Lebenskraft, Lebensziel! Wir suchen ihn in den Lebenswirkungen seiner unendlichen Welt. Wo wir Zusammenhang, Ordnung, Vernunft in der Welt finden, da haben wir in ihr Gott gefunden. Wo uns im Menschengeschlechte Spuren ewigen Gotteslebens entgegenleuchten, wo wir in dem unaufhaltsamen Strom der Zeit und der Geschichte einen bleibenden Ertrag für die Entwicklung der Menschheit herauskommen

sehen, da sehen wir Gott selbst als heiligen Geist wirksam, da erkennen wir seine unendliche Lebensfülle als die geistige Macht, die im Menschenleben alle die Blüten und Früchte des Geistes hervorbringt. Wir reden nicht mehr vom heiligen Geiste als von der dritten Person der Gottheit, aber wir reden von ihm als dem Geiste der Wahrheit, als dem Geiste der Freiheit, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe. Aber auch so haben wir nur Namen, Wegweiser des Geistes, nicht das Ziel, nach dem wir suchen. Das Ziel ist inwendig in uns. Da haben wir des Geistes Wehen und Walten zu suchen, da wird uns das Leben offenbar, das wir mit diesem geheimnisvollen Geistesnamen uns deuten. Wollen wir den heiligen Geist kennen lernen, so müssen wir ihn aufsuchen in uns selber, in unserem eigenen religiösen Leben. Je tiefer wir da in die Seele eindringen, je näher wir den Quellen kommen, aus denen unser Geistesleben entspringt, desto näher kommen wir dem Gottesgeist, der auf dem Grunde unseres Menschengeistes lebt und waltet. Der Weg des Pfingstfestes ist deshalb zunächst ein Weg zu den Quellen, ein Weg von außen nach innen. Und wenn wir dann da drinnen, in unserem innersten Leben angekommen sind, wird uns der Weg auch wieder zurückführen von innen nach außen.

Es ist doch mit der Religion, mit jeglichem Geistesleben so, wie die alte Überlieferung es im Bilde des Jahvetempels zu Jerusalem darstellt, der aus drei Teilen, dem Vorhof, dem Heiligen und dem Allerheiligsten bestanden haben soll. Auch der Geist hat seinen Vorhof. Da flutet das Leben hin und her, wie die Menschen es wahrnehmen von seiner Außenseite her, und, die sich genügen lassen mit dem, was diese Außenseite ihnen bietet, das sind die, die auch in der Religion nur mit den Umhüllungen gaukeln, die sie sich lächelnd gefallen

läßt, mit den Glaubenslehren und Kirchenformen, die doch den Geist nur leise streifen und sein wahres Wesen mehr verhüllen als offenbaren. Dann kommt das Heilige, dort steht der Altar, um den unsere Liebe sich versammelt, wo wir mit denen, die uns gleichgesinnt sind, uns weihen zum Priesterdienst der Menschheit, sinnend und denkend über die großen Fragen des Lebens und Kräfte sammelnd zu jeglichem Werk, das einen Kampf und Sieg uns schaffen soll für uns und unsere Mitmenschen. Da werden die heißen Kämpfe geschlagen, die alle Geistesgüter der Menschheit, ihre Rechte und Pflichten, ihre Wahrheit und ihre Freiheit als Siegespreis in sich tragen. Aber es bleibt noch ein Letztes, ein Allerheiligstes in uns übrig, verborgen den Blicken der Menschen, auch denen, die mit uns unsere Heiligtümer der Seele teilen, oft genug uns selbst unverständlich, weil der Vorhang des äußeren Lebens uns den Blick in dieses unser Tiefstes verdeckt. Hier ist der heilige Geist selber allerheiligster Geist geworden, nicht mehr ein Naturgeist und nicht mehr ein Kirchengeist, sondern das ursprünglichste, ureigenste, verborgenste Leben Gottes im Menschengeiste. In diesem Allerheiligsten des Geistes sind wir nicht mehr die Arbeitenden und Schaffenden, auch nicht mehr die Glaubenden und Liebenden, hier sind wir nur noch die Betenden — oder auch die Nichtbetenden: denn auch das Beten hat noch seine Oberfläche, wo es ungeistig aussieht, wo es noch ganz und gar Vorhof ist und durch die Heiligtümer, die Innerlichkeiten der Menschenseele erst eingeführt werden muß in das Allerheiligste in das Innerste des Inneren, wo alles ein Gebet wird und deshalb nichts mehr den Namen des Gebetes für sich beansprucht. — Wenn es richtig ist, daß uns in diesem Allerheiligsten und Allerinnersten der Geist selbst vertritt mit unaussprechlichem Seufzen, weil wir

nicht wissen, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, — nun, dann merken wir sofort, wie sehr wir mit allen unseren Gebeten noch im Vorhofe stehen müssen. Wir wissen ja doch sehr gut, was wir beten wollen und beten sollen. Wir kennen doch unsere Bedürfnisse, wissen doch, daß wir Gesundheit brauchen und rüstige Kraft, Regen und Sonnenschein für unsere Äcker, Erfolg für unsere Arbeit, Sieg für unsere Waffen und Kämpfe des Lebens. Oder wir brauchen mehr und noch Besseres: Wahrheit für den Geist, Liebe für unser Herz, Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden für unser Volk, für die Menschheit, und wie wir's brauchen, so wird es uns natürlich zu einem Gebet; wir wenden uns an Gott, daß er seine Allmacht uns verbünde, daß er, den wir ja unseren lieben Vater nennen, seine Liebe uns auch in der Erfüllung unserer Wünsche, der Erhörung unserer Gebete beweise. Und wir kennen auch genau die Bedingungen, unter denen ein Gebet ein ordentliches wird, so wie sich's gebührt. Wir kennen die Flehgebärde und den Anstand, den der Mensch Gott gegenüber zu wahren hat, wissen, wie wir ihn anzureden, wie wir das Gebet nachher zu beschließen haben; wir haben sogar eine Reihe von Mustergebeten, an denen die Meister in Israel uns die Erfordernisse eines rechten Gebetes aufzuzeigen sich bemühen, und von denen wir selber das richtige Beten lernen sollen. — Aber wir haben es ja tausendfach erfahren, daß dieses Beten nur eine Oberfläche bedeutet. Unsere Wünsche und Bedürfnisse entsteigen wohl dem tiefen Quell unseres Wesens, sonst wären sie eben nicht die unsrigen. Wir fühlen in ihnen unser eigenstes Selbst, ein Geistiges zittert in ihnen nach, das in ihnen offenbar wird, denn sie sind ja Lebensäußerungen einer Persönlichkeit, einer nach Gestaltung und Entfaltung ringenden Seele. Aber sie sind auch

nur die letzten Ausläufer unseres Lebens, bunt schillernde Lichter, in deren Strahl schon die Schatten des Erlöschens mitspielen. Wünsche und Bedürfnisse, die nicht Wille und Tat, nicht Streben und Kraft, sondern Gebete werden, treiben unser Geistesleben nur hinaus ins Uferlose, darin sie zerfließen, sie kehren leer und öde zurück als Wahngebilde unserer Phantasie. Und alle die Bräuche und Geberden, in denen das flehende Herz sich den Weg gesucht zum Herzen der Gottheit, vom frommen Falten der Hände und dem Beugen der Knie bis zu den Rasereien selbstquälerischer Kasteiungen und den wilden Ausbrüchen leidenschaftlicher Verzückung — ja, sie sind alle den Tiefen der Seele entquollen und haben ihren Ursprung in einem verborgenen Geistesleben, das in ihnen seine eigenen Worte und Weisen geschaffen. Und die Tempel und Altäre, die heiligen Stätten und Kruzifixe am Wege, die den Wanderer zur Einkehr, zum Gebete geladen, sind die geronnenen Seufzer der Menschenbrust, Stationen auf dem Wege der Gott suchenden Seele. — Aber so oft die Menschen dann gemeint, sie wüßten nun, wie sie beten sollten, jetzt, an diesem Orte seien sie Gott nahe, da wohne er, da höre er sie, und sie hätten nun die Sprache gelernt, die er sicher verstehe, sie hätten nun die Geberde gefunden, die vor ihm etwas gelte und tauge, dann wurde ihnen klar, daß Gott nicht wohne in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sie ahnten, daß sein Reich nicht komme mit äußerer Gebärde, und all ihr Gebet, all ihr Gottesdienst wurde ihnen Schall und Rauch, jedesmal, wenn sie geglaubt, sie wüßten nun sicher, wie sie beten sollten, wie sich's gebühre, kam die große Enttäuschung, daß sie das alles eben noch nicht wußten, sie erlebten es, daß ihre besten, ihre heißesten Wünsche ungehört im Winde verhallten, daß alles so ganz anders

kam, als sie in ihren Gebeten es gemeint; wie das, um das sie so heiß gerungen, auf den Knieen gerungen unter blutigen Tränen und schmerzvollem Aufschrei der Seele, sich ihnen versagte, und das, um dessen Verschonung sie gefleht in kummervollen Nächten, auf sie einstürmte ohne Erbarmen und sie zermalmte mit all ihrem Glück. Und wer den Menschen diese Erfahrung vorenthält, wer ihnen einreden will, er wisse nun endlich, wie man beten müsse und wie sich's gebühre, er habe das untrügliche Gebetsmittel, das sicher dem Menschen die Erfüllung seiner Herzenswünsche garantiere, der betrügt die Menschen, er hält sie an der Oberfläche fest und im äußersten Vorhofe des Geistes, wo die Seele hineingestoßen wird in all das wogende Drängen des Lebens, um von seiner Unrast hin und hergezerrt, von seiner qualvollen Last erdrückt zu werden. — Darum ist es schon heiliger, geistiger, wenn wir uns unser Nichtwissen eingestehen und aus unseren Gebeten Lebensziele und Lebensaufgaben gestalten, die uns sagen, was wir tun sollen um unserem Dasein einen großen, göttlichen Inhalt zu geben. Ja, es ist frömmer, nach Wahrheit zu streben, für Gerechtigkeit zu kämpfen, wenn's sein muß, zu leiden, als die Wahrheit, die Gerechtigkeit Gott zu überlassen und zu meinen, er werde sie auf unsere Gebete hin schon unter uns schaffen. Es ist größer und göttlicher, Liebe zu üben an den Menschen, die Gott uns gelassen hat, und so lange als er sie uns läßt, als mit Gebeten Gott zu bestürmen, daß er uns den Schmerz des Abschieds erspare und die Jahre unseres Zusammenseins mit den Menschen verlängere. Und wenn wir beten: unser täglich Brot gib uns heute, vergib uns unsere Schuld, führe uns nicht in Versuchung — nun, dann sind mir die, die tapfer Hand und Fuß rühren, um sich und den Menschen das tägliche Brot zu schaffen, die mit

ihrer Schuld ringen, um sie unter sich zu zwingen, und den Verführungen des Lebens ins Auge schauen, um sie zu besiegen, doch wertvollere, geistvollere Menschen als die, die das alles Gott überlassen, weil sie sagen, sie wüßten ja nun, wie sie beten müßten, das hätten sie so aus sicherster Quelle, jetzt wüßten sie, daß es so recht sei zu beten. Und wenn dann jemand das Beten ganz aufgibt, weil er sich zu klein fühlt, um mit seinen Wünschen und Gebeten an den ehernen Schranken des Lebens zu rütteln, oder zu fromm, als daß er dem Vater im Himmel meinte sagen zu müssen, was wir bedürfen, der es doch weiß, ehe wir ihn bitten, wenn er dann nur das eine Gebet noch kennt, in das er alle seine Wünsche und Gebete begräbt: Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst, — dann lebt mir eine solche Seele im Heiligtum Gottes, sie selbst ist ein göttliches Heiligtum, eine Christusseele, in der Gott selber Fleisch wird.

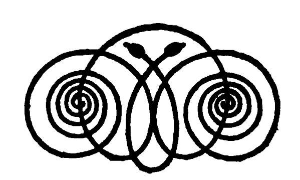
Aber das Allerheiligste ist auch das noch nicht. Das liegt noch tiefer, noch innerlicher, noch verborgener. Unter allem, was wir sagen und fragen mögen, liegt ein Unsagbares, Unfragbares. Wenn alles, was wir wissen und was wir nicht wissen, in uns verstummt, wenn wir nicht mehr denken, nicht mehr wollen, nicht mehr beten, dann bleibt in uns ein überquellendes Empfinden, das zu groß, zu tief, zu unendlich ist, als daß wir ihm Worte verleihen könnten, das schon in uns sich zurückzieht, in uns erstarren will, wenn wir nur mit leisen Gedanken uns ihm nähern, wenn wir nur versuchen, es zu fassen und zu halten mit unserem bewußten Leben. Es ist ein großes Schweigen, das doch Unaussprechliches zu uns redet, eine Stille, die doch erfüllt ist mit allen Lauten der Ewigkeit. Wir sind wir selbst und doch nicht wir selbst, wir sind größer als wir selbst, ein Leben, das entrückt ist allem Wandel und Wechsel, nichts als

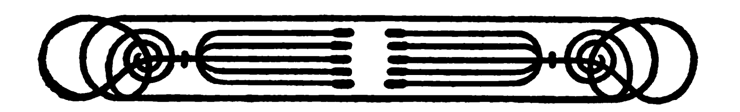
Leben, Unendlichkeit. Und zu dieser Tiefe unseres inneren Lebens drängt es uns immerdar, ohne daß wir selbst solchen Drang verstehen. Alle die Unruhe unserer Seele, aller Widerstreit der Gedanken und Empfindungen, alles, was wir Mühsal und Qual des Lebens nennen, ist nur der oft unverstandene, oft ungehört verhallende Ruf, daß wir einmal all diesen Schmerz, die Lust hinter uns lassen, um dafür Leben zu suchen, das keinen Schmerz und keine Lust mehr hat, nur sich selbst, wie es jenseits von Schmerz und Lust sich findet. So hat einer der Frommen, der dieses Allerheiligste betreten, Schleiermacher, den Weg dahin geschildert: „Ihr müßt es verstehen, euch selbst gleichsam vor eurem Bewußtsein zu belauschen, das Werden eures Bewußtseins in euch zu bemerken. Da seht ihr beim Aufmerken noch im Entfliehen das Bild eines Gegenstandes, von dessen Einwirkung auf euch, von dessen zauberischer Berührung euer bestimmtes Selbstbewußtsein ausgegangen ist. Das ist die unmittelbare, über allen Irrtum und Mißverstand hinaus heilige Vermählung des Universums mit der fleischgewordenen Vernunft zu schaffender, zeugender Umarmung. Ihr liegt dann unmittelbar an dem Busen der unendlichen Welt, ihr seid in diesem Augenblick ihre Seele, denn ihr fühlt, wenngleich nur durch einen ihrer Teile, doch alle ihre Kräfte und ihr unendliches Leben wie euer eigenes, sie ist in diesem Augenblick euer Leib, denn ihr durchdringt ihre Muskeln und Glieder wie eure eigenen, und euer Sinnen und Ahnen setzt ihre innersten Nerven in Bewegung". Das ist der Geist, der uns selbst vertritt mit unaussprechlichem Seufzen, das Pfingstfest der Seele, an dem wir es fühlen, daß Gottesgeist ausgegossen wird über alles Fleisch. Und aus diesem Allerheiligsten, dieser letzten Tiefe unseres inneren Lebens entquillt nun das Beten, das nicht fragt, wie wir

beten müssen und wie sich's gebührt, das keine Worte sucht und keine Gebärden, in dem aber der Geist unserer Schwachheit aufhilft und immerdar weiß, was des Geistes Sinn sei. Da ringt solch ein Seufzer sich los aus der Tiefe unserer Seele, den wir selbst nicht verstehen, den andere noch weniger verstehen. Wir fühlen, wir müssen einmal allein sein, allein, wenn auch nur in Gedanken und auf flüchtige Augenblicke. Wir müssen einmal die Türe hinter uns zuschließen, um der Welt und ihrem Lärm zu entrinnen. Aber wie wir's tun, da fühlen wir auch, daß wir doch nicht allein sind in unserem Innern. Ein Bild steht vor uns, es umschwebt uns, es trägt unsere eigenen Züge und es ist doch so viel größer, reiner und besser als wir selbst. Das streckt seine Hände nach uns aus, verlangend, mahnend, und sagt uns: so sollst du sein! Tue das, was dich zu dem macht, was ich bin, schaue nicht rechts und links, höre nicht hierhin und dorthin, höre nur auf mich, ich will dich leiten im finstern Tal, ich will dich führen zu Wassern der Ruhe. Das ist das Gebet des Geistes die Flucht der Seele aus dem Scheine des Lebens in das Leben selber, aus der Kette der endlichen Irrtümer in die Wahrheit, aus deren Tiefen auch der Irrtum hervorquillt und auf deren Grunde auch der Irrtum sich löst. — Das ist das schweigende Leben und das lebende Schweigen, in dem auch alles Reden der Menschen, auch das Reden der eigenen Seele verständlich wird. Was der Künstler uns sagt im Worte und Bilde, das ist dem Unsagbaren entquollen, es ist ein Wort und Bild gewordenes Gebet, darum schafft sein Werk in uns selber unsagbares Empfinden, daß wir seinem Worte lauschen und bei seinem Bilde stehen mit andächtiger Stille des Herzens, auch wo er den Sturm entfesselt und das hohe Lied uns singt vom Tode und vom Leben! Ein Un-

aussprechliches liegt auch auf dem Grunde jeglicher Wissenschaft. Wenn wir den Denker anschauen, in dessen Stirne alle Welträtsel und Lebenswunder miteinander ringen um Klärung und Lösung, wenn wir in die Werkstatt des Geistes eintreten, wo der Forscher in den Stoffen der Welt die ewigen Kräfte aufsucht und die Gesetze, die in ihnen walten, wo er alle die Stücke fertiger Arbeit, die wir den Tod nennen, zerlegt, um dem Leben darin nachzuspüren: da ist heiliges Land; wo Gottes Geist uns umweht, da wird der Mensch stumm mit all seiner Frage und allen seinen Wünschen, weil Gott zu ihm redet von ewiger Wahrheit und ewigem Leben, da ruht auf dem Grunde der Seele das Gebet, das still und schweigend seinen Ernst, seine Weihe, seinen Segen und seinen Frieden über den Menschen ausgießt. — Und wenn wir ihnen allen zuschauen, die ein echtes und rechtes Menschenleben führen: den spielenden Kindern und den emsig schaffenden Händen, den Fröhlichen und den Weinenden, den Siegenden und den Unterliegenden, und kommen zu ihnen mit der schweigenden, betenden Seele, dann wird auch aus ihrem Tun und Lassen des Geistes Stimme uns verständlich, dann ahnen wir auch in ihnen die große Offenbarung des Unergründlichen, ihre Wirklichkeit kündet uns das Leben, das als Gottes Leben in uns selber lebendig ist. Sie alle, diese Spielenden und Arbeitenden, diese Lachenden und Weinenden, die Irrenden und Strebenden sind doch auf dem Grunde ihrer Seele Betende wie wir, denn Mensch sein heißt nichts anderes als beten, heißt ewiges Sehnen, ewiges Leben im Herzen tragen. — So ist das eine eigene Sache mit diesem geistigsten, schweigenden Beten. Wo wir meinen, wir wüßten, wie wir beten sollen, wie sich's gebührt, wo wir's lernen und üben wollen wie eine Kunst, die die Wissenden uns lehren

sollen, da versagt es sich uns, da halten wir seine Schalen und Hülsen in der Hand, der Geist ist uns entflohen. Und wo wir als die Nichtwissenden uns ihm hingeben, wo wir ganz dem Geiste vertrauen, der uns vertritt mit unaussprechlichem Seufzen, da hören wir Gebete tausendfach, hören sie allenthalben, hören sie aus dem Grunde unserer Seele, das geheimste Weben und Leben unseres inneren Menschen, hören sie aus allen Poren der Welt und aus allen Worten der Menschen, den höchsten und göttlichsten, die je die Weisen gesprochen und den einfältigsten, kindlichsten, die je aus dem Munde der Unmündigen und Schwachen hervorgegangen. Das ist der heilige Geist, der so in unserer Seele und aus unserer Seele redet, der mancherlei Sprachen und Zungen hat, um seine großen Lebenswunder den Menschen zu künden, aber der Eine, der Gottesgeist, der auch die fremdartigsten Laute des Lebens zu einer Gottessprache uns wandelt, und in allem, auch dem unverständlichsten Tun der Menschen, doch weiß, was des Geistes Sinn ist.





Der religiöse Zweifel

NACH dem christlichen Kalender feiert die Kirche heute das Trinitatisfest, das Fest der heil. Dreieinigkeit, und so hoch stand dieses Fest einst in der Christenheit, daß nun alle noch kommenden Sonntage des Kirchenjahres nach diesem Trinitatis-sonntage gerechnet wurden. Aber, was den alten Christen ein Eckstein gewesen, das ist uns Heutigen ein Stein des Anstoßes geworden. Jedes Kind, das nur das Einmaleins gelernt hat, kann ja die Dreieinigkeitslehre widerlegen. Des-halb quält sich kein denkender Mensch heute mehr damit ab, wie er noch an den dreieinigen Gott sollte glauben können. Der alte Kirchenglaube gilt ihm höchstens noch als Kuriosität, als ein Zeichen, daß die Leute früher nicht richtig zu rechnen, vielleicht gar nicht zu rechnen verstanden. Aber womit wir Heutigen so leicht fertig werden, das wäre den früheren Ge-schlechtern eigenste Gewissenspein und Bedrängnis gewesen. Das alte Bekenntnis erklärt ja im Namen der Kirche: „Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben; wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren sein. Dies ist aber der wahre christliche Glaube, daß wir den einigen Gott in drei Personen, und drei Personen in einiger Gottheit verehren, und nicht die Personen ineinander mengen, noch

das göttliche Wesen zertrennen." Noch Luther hätte lieber an sich selbst gezweifelt, als daß er gewagt hätte, an der göttlichen Dreifaltigkeit zu zweifeln. In dem Gesangbuch der Gemeinde, in der ich zuerst als Prediger wirkte, einer Landgemeinde in der Mark Brandenburg, gab es noch eine eigene Rubrik für die Lieder zum Lobe der heil. Trinität, und in einer dieser Dreieinigkeitshymnen hieß es in einem Verse: „Drum lehr' uns Herr, drum lehr' uns ohne trennen, in dreien eins, in einem drei erkennen, auch lehr' uns doch, Gott, Vater, Sohn und Geist, daß du ein Gott in drei Personen seist!" Und das Lied wurde gesungen, mindestens einmal in jedem Jahre, am heutigen Sonntage, denn die Gemeinde hatte von alters her an den kirchlichen Festtagen ihre festbestimmten Gesangbuchlieder. Da gehörte es zu meinen ersten inneren Kämpfen, die ich in meinem Berufe durchzumachen gehabt, als ich mich fragte, wie ich wohl die hartnäckige Gewohnheit dieses Singens abstellen könnte. Was ich dabei erlebt, in einer Landbevölkerung erlebt, das ist mir dann der Anfang des Weges geworden, den ich seitdem — es sind bald 30 Jahre — in meinem Berufe stetig weitergegangen bin. Und wenn ich heute hier, unter ganz veränderten Lebensverhältnissen, nicht mehr annehmen kann, daß jemand unter euch mit seinen religiösen Zweifeln noch bei der Dreieinigkeitslehre steckengeblieben ist, so gehe ich doch schwerlich fehl in der Annahme, daß auch in eurem Leben der religiöse Zweifel einmal eine Rolle gespielt hat, vielleicht auch heute noch spielt. Und immer klarer ist es mir geworden, daß von der Art, wie wir den religiösen Zweifel in uns behandeln, ob wir ihn unterdrücken, ob wir ihn halb oder ganz lösen, der Zustand unseres inneren Lebens, seine Gesundheit und Kraft, wie sein Siechtum und seine Ohnmacht abhängt. —

Der religiöse Zweifel gehört sicher für Unzählige zu den qualvollsten Zuständen des inneren Lebens. Religion entspringt dem Unendlichkeitsdrange des Menschen, in ihr sucht er einen Grund, in dem er seine Seele fest verankern kann, das nennt er seinen Gott; was seinem Dasein Halt und Festigkeit, was ihm einen Ewigkeitswert gibt, das ist sein Glaube: eine Kraft ewigen Lebens, die seiner Schwachheit aufhilft. Mit jedem religiösen Zweifel gerät also ein fester Halt der Seele ins wanken, es wird ein Quell verschüttet, aus dem ein Durstiger bis dahin seine Erquickung getrunken. Wer will es den Menschen verdenken, wenn sie sich gegen solchen Zweifel wehren und mit aller Zähigkeit das zu halten suchen, was sie in ihrem Glauben nun einmal haben? Ist es nicht eine Liebespflicht, die Menschen vor solchen Erschütterungen ihres inneren Lebens zu schützen und ihnen den Halt zu bewahren, den sie nun einmal gefunden? Instinktiv hält ja jeder einen liebgewordenen Besitz fest, und auch die Seele hat ihren Besitzstand, den sie sich gutwillig nicht nehmen, dessen Wert sie sich einmal nicht ohne Widerspruch in Frage stellen läßt. So scheinen also die in ihrem Recht, welche um ihren Glauben die chinesische Mauer aufrichten, um dann keinen vorwitzigen Späher und Ruhestörer ins innere Reich der Seele hineinzulassen. Die scheinen die wahren Freunde des Volkes, die eine wohlorganisierte Schutztruppe bestellen, geistliche und weltliche Söldner, dazu angestellt, dem Volke die Religion zu erhalten und jeglichen Zweifel von ihm fernzuhalten. Das ist ja der eitle Grund, den alle rückständigen Mächte des Lebens für sich in Anspruch nehmen, daß sie sagen, sie wollten den Menschen die Seelenruhe nicht stören, sie wollten sie in dem, worin sie sich einmal glücklich fühlten, auch belassen. Aber wenn auch dieser Grund ehrlich gemeint

wäre und nicht als Deckmantel für ein verstecktes Machtstreben, für die Ausbeutung einer künstlich verdummten Menschheit dienen sollte, so wäre er darum doch falsch, verwerflich. Wer's mit den Menschen wirklich gut meint, der wird ihnen den Zweifel gar nicht wehren, sondern sie zum Zweifel erziehen, die Kraft des Zweifels ihnen eingeben. Er wird ihnen sagen, daß der religiöse Zweifel nicht eine Erkrankung, sondern eine Gesundung der Seele enthält, daß er nicht ein Absterben, sondern ein Geborenwerden, einen Schwung des nimmer rastenden, nimmer rostenden Lebens bedeutet. Die Angst vor dem Zweifel ist den Menschen nur künstlich angezüchtet, sie hat dann in den schlechten Instinkten des Menschen, in seiner Trägheit und Feigheit, den kräftigsten Bundesgenossen gefunden, und dann den Menschen eine völlig verkehrte Schätzung der wahren Lebenswerte eingeimpft. Wer sich vor dem Zweifel fürchtet, fürchtet sich vor der Wahrheit, denn sie ist es, die in ihm ihre ersten Dämmerstrahlen in die Menschengeister hineinwirft. Was besagt denn der religiöse Zweifel? Wir sind hineingewachsen in eine Gedankenwelt, die, weil sie eine religiöse Welt war, uns als unbedingte, als göttliche Wahrheit dargestellt wurde. Diese Wahrheit sollte uns alle Rätsel des Inneren lösen. Wir sollten durch sie aus jeder Ungewißheit des Lebens gerissen, in ein Absolutes, Unbedingtes, ewig Sicheres gepflanzt werden. Und diese Wahrheit verhieß uns die Erfüllung aller Wünsche, die auf dem tiefsten Grunde unseres Wesens lebendig waren, sie verbündete sich all unserem Lebenshunger, unseren Glücksgefühlen und Freudegefühlen. Sie gab uns alles, wonach unser Herz nur verlangen konnte, nur um den Preis, daß wir sie hinnehmen, genau so, wie sie uns geboten wurde, ohne einen Abzug an ihr zu machen, ohne einen

Einwand, einen Zweifel gegen sie zu erheben. Denn diese Wahrheit galt als göttlich, als geoffenbart, deshalb sollten ihr alle anderen Wahrheiten, die natürlichsten, die der Mensch mit seinem Verstande, mit seinen Sinnen begreift, untergeordnet werden. In dieser Unterordnung lag die Gewähr der Seele, daß sie an solche Wahrheit glaubte, daß sie ihre Göttlichkeit, ihre Unbedingtheit anerkannte. Aber wo lag dann wieder die Gewähr dieser Gewähr? Wer bürgte uns dafür, daß Gott der Dreieinige sei, daß Christus mit seinem Opfertode eine Erlösung für die Menschen geschaffen, daß er auferstanden und zum Himmel gefahren sei, daß auf den Menschen ein Himmel oder eine Hölle wartet? Fragt so der Katholik, dann lautet die Antwort: es ist die Kirche, die die Bürgschaft für diesen Glauben übernimmt. Der Kirche hat Gott alles, was zum Heil der Menschen dient, gegeben, sie ist die Stellvertreterin Gottes auf Erden, darum ist der Zweifel an dem, was sie sagt und lehrt, das Verderben der Menschheit, der ewige Tod der Seelen. Und wenn der Protestant so fragt, dann lautet die Antwort: das steht so in der Bibel, und die Bibel ist Gottes Wort, darin ist alles geoffenbart, was die Menschen an Wahrheit brauchen, und die Bibel hat der Pastor studiert, der wieder hat es von seinem Professor, wie man die Bibel studieren und richtig auslegen müsse, und dann hat er sein Examen darin gemacht, daß er die Bibel richtig versteht, — jetzt ist er die richtige Instanz, die der Gemeinde sagt, was sie glauben, welche Wahrheit sie annehmen, wie sie die Bibel verstehen solle. Bei Licht besehen ist also die Gewähr des kirchlichen Glaubens irgend eine Autorität, bei den einen die der Kirche, der Gesamtheit der Christen, verkörpert in ihrem sichtbaren Oberhaupte, dem Papste, bei den anderen die der Pastoren,

der Professoren, und weil bei ihnen der Staat die Professoren ernennt und bestimmt, wie sie geprüft, angestellt werden, wie sie die Bibel erklären sollen, so hat der Staat die geheime Autorität, auf die der protestantische Kirchenglaube sich stützt.

Darum ist der religiöse Zweifel zuletzt nichts anderes als der erste Versuch des Kindes, die Hand, von der es sich bis dahin leiten ließ, los zu lassen, um auf eigenen Füßen zu gehen; er ist das Erwachen des Selbständigkeitstriebes, der dem Eigenen soviel Wert zuerkennt wie dem Fremden und sich selbst soviel vertraut wie den anderen. Daß die Kirche eine göttliche, unbedingt sichere Wahrheit besitze, dieser Anspruch beruht zuletzt doch nur auf dem eigenen Zeugnisse der Kirche, und wenn einmal das Zeugnis in eigener Sache gelten soll, so ist das Zeugnis, das wir in uns selber tragen, gerade so viel wert, wie das der Kirche. Daß die Bibel Gottes Wort sei, daß sie so und nicht anders ausgelegt, verstanden werden müsse, — das sagten doch auch wieder Menschen, vielleicht ein Luther, vielleicht ein Calvin, oder ein orthodoxer oder ein liberaler Pastor. Aber wenn auch der Gelehrte in gelehrten Fragen, in Fragen der Geschichte, in der Geographie, der Grammatik und der Sprachlehre besser Bescheid wissen mag, als der, der nicht studiert hat, in den Fragen der Religion, den Fragen des Menschenherzens und Gewissens, gelten wir doch ebensoviel wie jeder Gelehrte, vielleicht noch mehr, weil der Gelehrte immer nur den Blick auf ein kleines, beschränktes Lebensgebiet geheftet hat, während wir einen freien, weiteren Blick für das Ganze uns haben bewahren können. — Und was ist denn das für eine Festigkeit, die uns durch den Glauben an eine fremde Autorität, eine kirchliche oder staatliche, gegeben wird? Es ist doch die der Furcht, die sich nicht selbst zu denken getraut,

es ist die der Angst, mit der eine fremde Übermacht auf uns lastet, daß wir nicht wagen, ihr frei und offen ins Gesicht zu schauen. Darum beginnen wir im religiösen Zweifel diese Furcht und Angst abzulegen und dafür die Kraft eines Selbstvertrauens uns zu erwerben. Es ist eine neue Lebenslust, die im Zweifel ihren Einzug hält in die Seele, die Lust des eigenen Fragens und Arbeitens, und wer diesem Fragegeist noch ein gewaltsames Halt gebietet, oder durch andere sich gebieten läßt, der verzichtet für sich auf die höchste, die innerlichste Lust der Seele, die Lust eigenen Wachstums und freier Entwicklung. Gewiß liegt in jedem Zweifel auch das Urteil, daß andere, die vor uns gelebt, neben uns gelebt haben, dem Irrtum unterworfen sein mögen. Und dieses Urteil mag uns anfangs schwer werden, wenn die, die es betrifft, unserem Herzen lieb und teuer gewesen. Aber es heißt doch von denen, die wir lieben, arg niedrig denken, wenn wir ihnen zumuten, daß sie zu solcher Prüfung scheel sehen könnten, daß sie für sich eine blinde Gefolgschaft für ihre Gedanken, eine fraglose Unterwerfung unter ihren Willen in Anspruch nehmen möchten. Hätten sie von uns solchen Sklavensinn gefordert, dann hätte darin eben ihre Liebe gelebt, dann dürften wir wohl ihre Liebes*absicht* in Ehren halten, aber ihr Liebes*können* in Zweifel ziehen; wir dürften aus ihrem Leben das aufsuchen, wodurch sie uns die Möglichkeit geschaffen, über sie hinauszuschauen, aber nicht das, wodurch sie uns an sich hätten festbinden wollen. Und wenn ich mich frage, welche von denen, die mir einst Lehrer und Führer gewesen, ich am innigsten verehre, dann nenne ich die gerade, die mir Führer gewesen sind auf dem Wege der Freiheit, die mich die Pflicht gelehrt, nicht bei ihnen stehen zu bleiben, nie auf ihre Worte zu

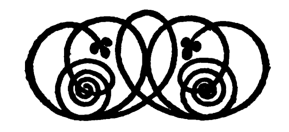
schwören, sondern durch eigene Prüfung, durch die Kraft des Zweifels auch ihren geistigen Besitz zu mehren, zu läutern.

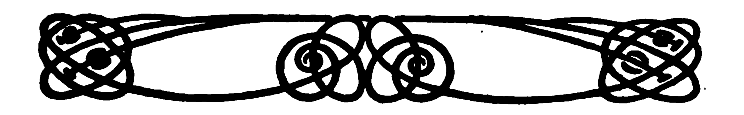
Und was wir denen schulden, das schulden wir auch uns selbst. Jeder geistige, selbsterrungene Besitz wird sofort zu einer Gefahr für unser inneres Leben, wenn er uns einen Stillstand bedeutet, wenn wir nicht das stille Fragezeichen hinter ihn setzen und uns das Recht herausnehmen, auch ihm mit unserem Zweifel näher zu kommen. Gewiß ist alles, was wir uns erarbeitet haben an Erkenntnis und Erfahrung, ein Stück unseres eigenen Wesens, es ist uns lieb und teuer, weil von unserem Herzblut ein Tropfen darin ist. Darum will es uns dann wie eine Art Selbstmord dünken, wenn wir nun die geistigen Waffen, die wir im weiteren Verlauf des Lebens doch nicht abweisen können, gegen uns selbst wenden, wenn wir uns selbst mit dem Eingeständnis, daß unsere heißerkämpfte Wahrheit doch ein Irrtum gewesen, verwunden sollen. Und je ernster unsere Arbeit war, je unmittelbarer ihr Ertrag mit unserem innersten Seelenleben verwachsen erscheint, desto weher tut der Schnitt ins eigene Fleisch, desto sorgfältiger hüten wir uns dann, dem Messer des Zweifels irgendwie zu nahe zu kommen. Deshalb sehen wir so oft die, welche sich in ihrem Leben zuerst von einem alten Kirchenglauben und einer amtlichen Autorität losgerungen haben, nun um so hartnäckiger bei dem, was sie erreicht haben, beharren. Sie sind nun fest geworden in dem Bewußtsein, daß das Neue, das sie errungen, ihrem eigenen Leben so viel näher steht als das Alte, das sie aufgegeben. So ist der Durchschnitt dessen, was wir heute den religiösen und kirchlichen Freisinn nennen, zustande gekommen. In der Jugend haben sie sich losgemacht von dem dreieinigen

Gott der Kirche, weil ihr Denken diesen Widerspruch in ihrem Zahlensystem nicht länger zu ertragen vermochte. Jetzt sind sie dafür bei dem Glauben an den einen Gott angekommen, den halten sie fest, den Vatergott, nachdem sie dem Sohne und dem heiligen Geiste mit leichterem oder schwererem Herzen den Abschied gegeben. Aber daß auch dieser „eine" Gott wieder neue Rätsel und Zweifel in sich birgt, daß er als Gott doch jenseits des menschlichen Zahlensystems, also auch der Einzahl, steht, daß er als menschlicher Name eine Erstarrung, nicht ein Leben, einen Begriff des Denkens, nicht eine Empfindung des Herzens bedeutet, das wehren sie von sich ab, das ist ihnen zuviel des Zweifels, es würde sie beunruhigen, und nachdem sie einmal ihre Ruhe gefunden, wollen sie von einer neuen, ernsteren Beunruhigung nichts mehr wissen. Und doch bringt erst dieser neue Zweifel Gott dem Herzen näher, den Gott, der sich selbst an keine Zahl bindet und auf keinen Namen festlegt, weil er mit ewigem, unendlichem Leben die Seele erfüllt. — Wir alle kennen Menschen, die haben, oft mühsam genug, in ihrem Glauben den Gottmenschen der Kirche, den auf Erden umherwandelnden Gott überwunden. Erst haben sie ihn angezweifelt, dann haben sie sich gesagt, daß, was auf Erden gelebt hat, in Menschengestalt gelebt hat, auch nur ein wahrer, ein wirklicher Mensch gewesen sein kann, nicht mehr, nicht weniger. Da sitzen sie nun fest bei diesem ihrem Menschen Jesus und denken nicht daran, wieviel Rätsel und Zweifel dieser ihr Glaube an den Menschen Jesus wieder in sich birgt, das nennen sie eine unerträgliche Beunruhigung der Gemüter, daß auch diese Rätsel und Zweifel offen ausgesprochen, daß auch sie als ein Wegweiser, zu neuen religiösen Erkenntnissen zu gelangen, verwandt werden sollen. Und

doch führen uns auch diese Zweifel erst weiter, von dem Glauben an den einen Menschen zu dem an den ewigen Christus, der immerdar die Menschheit segnet, indem er in allen Menschenseelen Fleisch wird, in jedem Kinde neu geboren, in jedem Erdenkämpfer gekreuzigt wird, um in jedem Segen der Wahrheit und der Liebe, des Rechtes und der Freiheit seine Auferstehung zu feiern. — Wir waren erzogen in dem Glauben an das heilige Buch, in dem die Väter Gottes Sprache vernommen und auf das sie ihren Glauben gegründet. Dann kam uns der Zweifel und führte uns dahin, daß diese Bibel ein menschliches Buch sei, mit allen Menschlichkeiten behaftet, die ein Buch von seiner Art nur an sich haben kann. Und darum waren wir fertig, unsere Arbeit an diesem Buche war getan. Wir dachten nicht daran, daß nun die Arbeit erst eigentlich anfange, um alle die Widersprüche und Rätsel, die in diesem Buche beschlossen liegen, zu verstehen, zu lösen, um durch sie hineinzuschauen in eine Geschichte des menschlichen Herzenslebens, menschlichen Irrens, aber auch menschlichen Strebens und Suchens. Und erst, wenn wir wieder unfertig waren, wenn wir wieder zu fragen, zu prüfen, zu zweifeln begannen, wurde uns das tote Buch lebendig, daß es uns erzählte von einem Stück Völkerlebens, ohne welches uns unser eigenes Leben doch unverständlich bleiben würde, daß wir in diesem Buche freilich nicht mehr „das Wort Gottes", aber doch einen Laut in der ewigen Gottessprache, einen Buchstaben in dem großen Weltenbuche der Geschichte wiederfanden. — So ist auch die rechte Liebe zu dem, was wir erworben haben an geistigem Eigentum, die Kraft des Zweifels, mit der wir dieses Eigentum beständig sichten und prüfen, es damit mehren und von neuem fruchtbar machen. Und

das ist die einzige Festigkeit des Herzens, die nie versagt, daß wir nichts Festes kennen als den suchenden, prü- fenden Geist, der als der Gottesgeist uns in alle Wahr- heit leitet.





Gewissenskämpfe

KANT nennt zwei Erscheinungen, die er vor allen anderen als die Grundpfeiler seiner praktischen, seiner sittlichen Religion betrachtet: den gestirnten Himmel über uns und das Gewissen in uns. In dem einen redet das Gesetz der natürlichen, in dem anderen das Gesetz der sittlichen Welt, und beide Weisen der Gesetzgebung sind doch auf eine geheimnisvolle Art untereinander verbunden, die Ordnung, die in der ganzen unendlichen Natur sich betätigt, ist nur eine besondere Offenbarung der gleichen ewigen und unendlichen Vernunft, die auch in der sittlichen Welt des Gewissens offenbar wird. Den gestirnten Himmel über uns mit der ganzen Fülle des Lichtes und des Lebens, die er zu uns sendet, kennen wir aber zur Zeit noch besser als die Welt des Gewissens in uns, unser Interesse wendet sich in viel höherem Maße den Fragen der Natur zu als den Fragen des sittlichen Lebens. Fragt die Buchhändler, sie werden es euch sagen, wieviel mehr Bücher gelesen werden, in denen die äußere Natur behandelt wird, als die, die sich mit der inneren Natur des Menschen beschäftigen. Wenn irgendwo eine wissenschaftliche Belehrung über den gestirnten Himmel über uns dargeboten wird, findet sie ganz anderen Zuspruch, als eine solche, die das Gewissen in uns zum Gegenstande hat. Das mag seinen Grund darin

haben, daß wir überzeugt sind, auf dem einen Gebiete etwas wirklich Festes, Sicheres zu erfahren, während wir bei dem anderen im Dunkeln tappen. Wir haben unsere Fernrohre und Mikroskope, die uns den sinnfälligen, unumstößlichen Beweis erbringen für die Gesetze des Lebens, die der Forscher der Natur entnommen hat und noch weiter zu entnehmen sich getraut. Da haben wir einen festen Boden der Wirklichkeit, den wir kennen können, und es ist dem Menschen ein natürliches Bedürfnis, wenigstens ein Gebiet des Lebens zu haben, wo er auf die drängende Frage seines Inneren: was ist Wahrheit? eine klare und greifbare Antwort finden kann. Für unser inneres Leben aber haben wir keine Fernrohre und Mikroskope, da erscheint uns alles so dunkel und verworren, daß wir kaum Hoffnung haben, aus dieser Welt, die in uns verborgen liegt, auch jemals feste und sichere Ergebnisse des Lebens gewinnen zu können. Aber wir haben auch noch einen anderen Grund, uns diese innere Welt verborgen zu halten: was wir aus der Natur lernen, das ist eine Erkenntnis, deren Verwendung uns leicht gemacht ist. Wir brauchen das, was wir gelernt haben, nur wieder anzuwenden in dieser äußeren Welt, unsere Instrumente auf das Gelernte einzustellen, unsere Maschinen danach zu bauen, unsere Bearbeitungen der stofflichen Welt danach einzurichten, so erleben wir den täglichen Fortgang einer Kultur, die auf eine sichere Erkenntnis der natürlichen Lebensgesetze gegründet ist. Was wir aber aus unserem inneren Leben lernen, das will auch in uns und durch uns verwertet werden, das soll uns nicht nur Arbeitswerkzeuge und Genußmittel schaffen, sondern neue Menschen, neue Lebensformen, in denen wir selbst uns erst wieder zurecht finden müssen. Deshalb ist es zugleich die schwerere, mühseligere Arbeit, die wir in einer

Durchforschung der Geisteswelt vornehmen. Die Aufgaben, die uns aus dem, was wir da lernen, erwachsen, greifen viel tiefer in unser ganzes Dasein hinein, sie möchten wohl eine Umwälzung in unseren liebsten Lebensgewohnheiten und in unseren bequemsten Lebensanschauungen hervorrufen. — Gewissenskämpfe, die mit jeder neuen Erforschung unserer inneren Welt unausbleiblich sind, sind eben nicht so leicht zu Ende gekämpft als ein Kampf mit den Elementen, bei denen wir schließlich die Gesetze der Natur selber als unsere mächtigsten und sieghaftesten Bundesgenossen für uns haben. Die Geschichte des Menschen ist die Geschichte von immer schärfer werdenden Gewissenskämpfen, ob wir nun die Geschichte der Völker oder die des Einzelnen ansehen. — So weit wir Kunde von den ersten Anfängen menschlichen Lebens haben, erscheinen dort zunächst die Gewissenskämpfe kaum wahrnehmbar. In die Horde, den Stamm, die Familie ist der Einzelne eingefügt, nicht nur mit seinem äußeren, sondern ebenso mit seinem inneren Leben. Was die Gemeinschaft denkt, will, glaubt, das denkt, will und glaubt auch jedes ihrer Glieder. Es gibt keine Grausamkeit, keine Lüge, kein Unrecht, wenn das Ganze um seines Bestandes willen eine Handlungsweise für notwendig erachtet. Mit gutem, mit dem besten Gewissen sogar hat der Mensch da das getan, was uns heutigen als das furchtbarste Verbrechen und die scheußlichste Bosheit erscheint. Da sind es immer zuerst Einzelne gewesen, in deren Gewissen das Lebenswidrige einer bestimmten festgefügten Lebensordnung empfunden wurde, und die dann in den Kampf eintraten für ihr eigenes Gewissen gegen das der Gemeinschaft, in der sie standen. Was da im Verborgenen gekämpft, gelitten worden ist, davon erzählt keine Geschichte, — denn es würde zu massenhaft, zu

überwältigend sein, als daß eine menschliche Überlieferung es zu fassen vermöchte. Das sind Kämpfe, die mit leisen Fragen und Zweifeln anfingen, bei denen die Menschen sich selber noch nicht klar waren, wohin denn ihr Fragen und Zweifeln eigentlich ziele. Und sie haben die Regung ihres besseren Menschen ja immer zuerst noch als ein Unrecht empfunden, haben der Stimme des allgemeinen Gewissens, die sich gegen sie wandte, noch wieder sich unterworfen, ihr innerlich Recht zu geben versucht, bis aus den kleinen Ursachen eine große Wirkung wurde, bis der Widerspruch zwischen dem, was alle taten und dem, was der Einzelne als recht und gut empfand, eine Schärfe angenommen, daß er nicht länger zu unterdrücken, am wenigsten totzuschweigen war. Dann fing die große Leidensgeschichte an, in der es blutige Katastrophen gab und fürchterliche Martyrien, wo Giftbecher getrunken und Kreuze errichtet wurden, aller der inneren Qualen nicht zu gedenken, die dem allem jedesmal vorangingen, wo ein Gewissen sich losriß von den Heiligtümern der Väter und Urväter, und der Fluch des Undankes, der Treulosigkeit ausgesprochen wurde über den Sohn, die Tochter, die sich's herausgenommen, ihrem Gewissen zu folgen gegen die heilige Satzung und die heilige Überlieferung der Gesamtheit. — Es gibt keinen Fortschritt des sittlichen Lebens, der nicht auf solche Weise zustande gekommen wäre, an dessen Wege nicht die Schlachtfelder lägen, auf denen der Widerspruch des Gewissens gegen die Gesellschaft ausgefochten worden ist. Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen — so hieß es jedesmal, wenn endlich ein solcher Widerspruch unerträglich geworden war, wenn er gen Himmel schrie und die Menschen daran erinnerte, daß sie Menschen seien, in denen ein Gewissen sich verkörpert. Und wenn dann

der neue Kampf endlich zum Siege geführt war, wenn auf dem Trümmerfelde von gebrochenen Herzen und zermalmtem Lebensglück ein höheres Empfinden des sittlichen Menschenwesens lebendig geworden, dann fing das alte Spiel nur wieder von vorne an, und nicht lange dauerte es, da mußte die leise Regung des besseren Menschen genau wieder den gleichen Kampf beginnen, um das neue Recht, das zu einem alten Unrecht zu werden anfing, wieder an dem entwickelteren Gewissen zu messen und zu verurteilen. — So haben wir es ja erlebt in der Geschichte, die uns allen zugänglich ist, in der Geschichte der christlichen Menschheit. Geboren aus dem unbezwingbaren Protest des Gewissens gegen eine gewissenlos gewordene, jede sittliche Regung und Empfindung im Menschen ächtende Kultur, geboren unter allen Geburtswehen einer blutigen Kampfes- und Kreuzesgeschichte, scheint dieses Christentum es bald vergessen zu haben, wie es einst den Sohn erregt gegen den Vater und die Mutter, und wie es vom Menschen gefordert, daß er verlasse alles, was er hat, um seinem neuen Gewissen zu folgen. Jetzt hat sich das durchgesetzt, was das neue Gewissen gefordert, es hat eine Gesellschaft geschaffen, in der es kanonisches Kirchenrecht geworden, was einst die ungestümen Stürmer und Dränger im Namen Gottes und der Menschheit, im Namen ihres Gewissens von der alten Welt gefordert — und wieder steht eine Kirche so fest, so gewalttätig da gegen den Einzelnen, daß sie auch nicht die leiseste Regung des eigenen Gewissens mehr duldet, nur daß sie statt der Kreuze, die der Römer errichtete, den Scheiterhaufen gewählt, um in ihm den Menschen mit seinem Widerspruch zu ersticken, und noch im vorigen Jahrhundert hat die Kirche durch ihren päpstlichen Mund erklärt, die Meinung, daß der einzelne Mensch ein

Recht auf Glaubens- und Gewissensfreiheit habe, sei eine verdammte Ketzerei und die Quelle aller Sünden in der Welt. Und als dann im 16. Jahrhundert die Menschen in der Kirche selbst den Protest erhoben gegen diese Vergewaltigung ihres innersten Lebens, als sie sich selbst gewaltsam das Recht ihres Gewissens errungen hatten, wurde die Sache in der protestantischen Kirche nicht anders, das protestantische Recht, wie es sich durchgesetzt hatte und Staatsrecht geworden war, duldete eben doch auch nur wieder diejenigen Gewissen, welche sich seinem Zwange unterwarfen und verfolgte ebenso die, welche sich gegen das protestantische Gewissen auf ihr eigenes, persönliches Gewissen beriefen. Deshalb ist auch in der protestantischen Welt der Kampf zwischen dem Gewissen der Persönlichkeit und dem der Gesellschaft keineswegs ausgekämpft, er ist in ein neues Stadium, in eine neue Art der Kriegsführung eingetreten, aber er schafft noch tausendfach das alte Lied, das alte Leid, von dem die Geschichte von ihren ersten Anfängen an zu erzählen weiß. Aber gerade in dieser Erkenntnis haben wir auch ein Lebensgesetz des Gewissens erfaßt, das uns nun den Ausblick in eine neue Entwicklung des sittlichen Lebens zu erschließen imstande ist: wir sehen, daß dieser Konflikt des persönlichen Gewissens mit dem Gesamtgewissen natürlich, notwendig, daß er lebenfördernd, nicht lebenfeindlich ist. Eben die Menschen, die in sich ein neues Gewissen tragen, ein neues Bewußtsein dessen, was recht und gut ist für die Menschen, die damit einen Gegensatz, oft vielleicht einen schroffen, unvermittelten Gegensatz zu allem schaffen, was in der bisherigen Auffassung des sittlichen Lebens als recht und gut gegolten, sie sind die eigentlichen Bahnbrecher und Schöpfer der Zukunft. Der Gewissenskampf, den sie in sich durchgemacht, das Gewissens-

bedenken, dem sie nicht mehr Schweigen gebieten können, das ist eben der Anfang eines neuen Kulturgewissens der Menschheit; das ist ihnen Martyrium genug, daß sie in sich selbst mit dem, was mit der ganzen Wucht der Überlieferung und der gewohnten Lebensanschauung auf sie einstürmte, gebrochen, daß sie es gewagt, in sich ein Gewissen aufzusuchen, das ihnen höher steht als alles, was sie ererbt, gelernt und gelebt. Haben wir das erst begriffen, daß die Entwicklung der Menschheit stets fort durch diesen Gegensatz des einzelnen Gewissens zu dem der Gesellschaft hindurchgeht, dann werden wir nicht mehr denen fluchen, die zuerst diesen Gegensatz in sich getragen, ihn ausgesprochen, — wir werden ihnen danken und sie segnen, daß sie auch uns Befreier wurden auf dem Wege zu unserem Selbst.

Aber das gleiche Entwicklungsgesetz, das so die Geschichte des sittlichen Gewissens der Menschheit beherrscht, macht sich auch in dem Gewissensleben des einzelnen Menschen geltend, muß sich in ihm geltend machen, wenn er nicht dem inneren Tode und Verderben anheimfallen soll. Der Gewissenskampf, den wir mit uns selbst führen, das Gewissenbedenken, das wir gegen uns selbst wenden, das ist die Lebensbedingung für unseren inneren Menschen. Das Maß und die Kraft dieses Kampfes, das ist das Maß für den Wert unseres inneren Lebens.*

---

* Hier bricht im Manuskript der fortlaufende Text ab und der Gedankengang wird in kurzer Disposition, wie folgt, angegeben:

A. Das undifferenzierte Gewissen des Kindes, erscheint als Kinderfrieden und Kinderunschuld, — künstlich festgehalten, — Geschichte vom Sündenfall ein Riesenfortschritt der Menschheit: Baum lieblich anzusehen und gut zu essen: Augen aufgetan, Schuld geboren. —

B. Das differenzierte Gewissen soll künstlich zum Schweigen gebracht werden.

Wir sind eine Strecke Weges im Leben gegangen, harmlos ohne auf den Weg zu achten. Wohl machten sich uns hie und da Zeichen bemerkbar, die uns ahnen ließen, daß unser Weg ein Irrweg sei und zuletzt in undurchdringlichem Wirrnis ende. Aber wir übersahen die Zeichen und fanden uns dann an einer Stelle wieder, an der es keinen Ausweg mehr für uns gab. Die innere Stimme rief uns zurück, damit wir den Weg von vorne wieder anfangen, den Irrweg meiden sollten. Aber die müden Glieder versagten den Dienst, die hereinbrechende Nacht kündete einen verlorenen Tag unseres Lebens. Und dem einen verlorenen Tage folgt ein zweiter, ein dritter; zuletzt klingt's wie Wahnsinn, daß alles Leben ein Irren sei, daß jedes neue Streben die Seele in neue Schuld verstricke, und die Frage wird nur, wie der Mensch den großen Trug, den man das Leben heißt, noch länger tragen, noch länger vor sich verantworten kann. Da klingt in die Angst der Seele eine lockende Stimme: komm her zu mir, der du mühselig und beladen bist, ich will dich erquicken! Es ist der Priester, der seine Arme öffnet, damit der Müdling sich in sie flüchten könne, der den Menschen Erlösung, Befreiung von aller Last der Lebensschuld verheißt. Das war ja das Geheimnis der Macht, die der Beichtstuhl über die Gemüter ausübte, daß hier Absolution erteilt wurde, daß hier ein Weg gezeigt wurde, der jedem offen stehe, auf dem es keinen Irrweg mehr gebe und keine Qual des Gewissens über ein vergangenes, ein verfehltes Leben. So flüchtete sich nun die schuldbeladene Menschheit in die heiligen Hallen der Kirche, die eine Freistatt sein sollten für geängstete Gewissen, und wie der Andrang der Flüchtlinge immer größer und stärker wurde, wurden die Hallen immer weiter; immer zuversichtlicher wurde der Ruf, daß hier Gott selber den

Menschen die Lasten abnehme und alle ihre Schuld getragen habe, daß Gott am Stamme des Kreuzes geschlachtet und mit seinem Opfertode ein Erlöser geworden sei für die Sünde der Welt. Aber dieser Glaube an einen Erlöser, der für die Menschen alles getan und gelitten haben sollte, um ihnen selbst die Mühe des Tuns und die Qual des eigenen Leidens zu ersparen, er ist in Wahrheit das Opium, mit dem die Menschen sich berauschen, um ihr Gewissen zu betäuben, und wenn die Völker oder die Einzelnen dieser Gewissensnarkose verfallen sind, da sind sie mit der Last des Gewissens auch das Gewissen selber los, sie sind im wahren Sinne des Wortes gewissenlos geworden.

Ist erst das Recht und die Pflicht anerkannt, uns mit unserem Gewissen in einen Widerspruch zu der uns umgebenden Gesellschaft zu setzen, so regt sich in uns auch ein stolzes Gefühl, uns selbst als Urheber unserer Taten zu erkennen. Wir betrachten es als feige Schwäche, uns für unser Tun zu entschuldigen, die Schuld auf andere zu wälzen, oder sie wenigstens zu Mitschuldigen zu machen. — Was uns als unsere Schuld zugeschoben wird, erleben wir nicht als eine Verneinung sondern als Bejahung eines höheren, in uns lebendigen Rechtes, wir erleben darin den ersten Appell an die eigene Persönlichkeit und freuen uns der Rettung des eigenen Wesens und Willens. Der Mensch, der so sich selbst gefunden, ist Herr seiner selbst, ein immer Strebender, ein immer Lernender. Wohl mag auch er sich noch auf Irrwege verlieren, aber doch nur, wo es sich um ein kleines, selbsterwähltes Ziel handelt. Und was wir auf solchem Irrwege lernten, war uns heilvoller, segenbringender, als was wir auf dem direkten Wege gelernt hätten. Der Kampf, der durch Schuld führt, ist notwendig. Diesen

Kampf suchen wir und nicht eine billige Erlösung. Nicht durch Vergebung, sondern durch Überwindung von Irrtum und Schuld wird das Ziel erreicht.

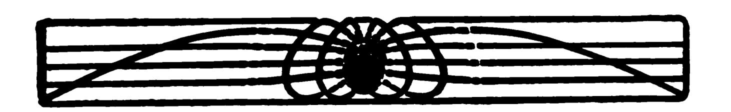
In all diesen Erfahrungen aber bestätigt sich das Wort, das einst C. F. Meyer auf Luther gemünzt: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, — ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch." Dieser Widerspruch gehört nun einmal zu unserem Leben und Wesen. Es ist der Mensch mit seinem Widerspruch, der als das Ergebnis einer Durchforschung der Gewissenwelt vor uns tritt, und dieser Mensch sind wir selbst; — diesem Menschen möchten wir aus dem Wege gehen, weil jede Erkenntnis, die wir aus ihm gewinnen, uns zu höchsten Lebensaufgaben und Kraftanstrengungen aufruft.*

---

* Auch der Schluß dieser Rede ist im Manuskript leider nur in einer Disposition angedeutet, aus deren kurzen Angaben der Herausgeber den obigen Gedankengang zu rekonstruieren versucht hat. Der Text der Disposition lautet:

C. Das Recht und die Pflicht der Gewissensdifferenzierung anerkannt: erstes Stadium: ein stolzes Gefühl, sich selbst als den Urheber seiner Taten zu erkennen, feige Schwäche, sich zu entschuldigen, Schuld auf andere zu wälzen, sie wenigstens zu Mitschuldigen zu machen. 2. St.: „meine" Schuld nicht nur eine Verneinung, sondern eine Bejahung, erster Appell an die eigene Persönlichkeit, Rettung des eigenen Wesens und Willens. 3. St.: der Mensch, der sich so selbst gefunden, ist Herr seiner selbst, der ewig Lernende. Irrweg? ja wohl, aber doch nur für ein kleines, selbsterwähltes Ziel. Für das große Lebensziel der Irrweg wichtiger, notwendiger, als daß wir unser kleines Ziel erreichten. Was wir auf dem Irrwege lernten, war uns heilvoller, segenbringender, als was wir auf dem direkten Wege gelernt hätten. Der Kampf der Schuld notwendig, nicht unsere Erlösung; nicht Vergebung, sondern Überwindung. —

Schluß: Der Mensch kein ausgeklügelt Buch, der Mensch mit seinem Widerspruch.



Das innere Gleichgewicht

Die alten Philosophen teilten sich in der Frage der Ruhe und der Bewegung in zwei entgegengesetzte Lager. Die einen erklärten, alles in der Welt sei in ewigem Fluß, in ewiger Bewegung, und die Ruhe sei nur Schein, die andern dagegen hielten die Bewegung für Schein und die Ruhe für das Wesen der Dinge. Wir werden heute geneigt sein, den ersteren Recht zu geben. Es ist ja nur unser Auge, welches einen Punkt der Welt für sich betrachtet ohne Verbindung mit dem ganzen übrigen Leben, um dann zu sagen, daß dieser Punkt sich in Ruhe befinde. Sobald wir aber alles Einzelne, das ruhend vor unserem Auge dasteht, zusammenhalten mit allem Übrigen in der Welt, verändert es fortwährend seinen Platz, es ist mit hineingezogen in den ewigen und unendlichen Kreislauf der Welt, in dem auch wir selber stehen. Und diese allgemeine Bewegung ist nicht nur eine äußere, die dem Lauf der kreisenden Welten folgt und die Sonne, die Erden und die Monde mit allem, was auf ihnen, zwischen ihnen, in ihnen ist, in Schwung erhält, sie ist ebenso auch eine innere, die in den Dingen selber vorgeht. Was so festgefügt daliegt, daß seine Gesetze und Rechte in den Jahrtausenden keine Veränderung zu dulden scheinen, das ist doch von einem steten Leben erfüllt, für dessen Wahrnehmung uns

nur das Vermögen abgeht; das ist doch einmal geworden, und das Gewordene wird weiter, es unterliegt dem Gesetze der Veränderung, der Bewegung. — Und doch hat zunächst, in der christlichen Welt wenigstens, die andere Anschauung gesiegt. — Eine ewig feststehende, unabänderliche Wahrheit, wie die Kirche sie brauchte, erforderte auch eine Welt, deren Wesen die Unveränderlichkeit, die stetige Ruhe war. Deshalb sollte die Wahrheit allein in der Welt der Ruhe, der unsichtbaren, jenseitigen Welt zu finden sein, der Welt, in der die Urbilder alles dessen thronen und wohnen sollten, wovon wir hier die der Veränderung unterworfenen Abbilder wahrnehmen. — Und diese auf Plato gegründete Weltanschauung des Christentums entsprach auch einer Forderung des Menschengemütes, dem es schwindlig wurde in einem Leben der ewigen Bewegung, und das einen festen Pol suchte, an den es sich halten konnte in der ungeheuren Flucht aller Dinge. Es war der Mensch, der selber diesen Zwiespalt der Weltanschauungen in sich trug: er, der Ruhelose, dem überall die Welt zu eng wird für seinen Lebens- und Schaffensdrang, er trägt in sich zugleich die heiße Sehnsucht nach Ruhe, er betet in diese Welt hinein: was soll all der Schmerz, die Lust! süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust! So sind es diese beiden Gegensätze, die immerdar im Menschen um den Menschen kämpfen; der Mensch, der das innere Gleichgewicht beständig sucht und ebenso beständig in seinem inneren Gleichgewicht gestört wird, er hat nur in den alten Philosophen seine eigene Sprache geredet, er redet sie weiter in der christlichen Kirche und ihrem entschlossensten Gegner, er redet sie auch in uns allen, und je nachdem wir seine Sprache verstehen, werden wir den zwiespältigen Menschen, den wir in uns tragen,

überwinden, werden wir aus dem Bruchstück des Menschlichen, das wir darstellen, die Züge des Ganzen ahnen und verstehen lernen. —

In der absoluten Ruhe, dem vollkommenen Gleichgewicht der Seele können wir nicht leben. Da würde alles Streben erlahmen, das Leben würde sich selber aufheben. Deshalb bedürfen wir der Püffe und Stöße, die wir beständig im Leben empfangen, die immerdar auf die eine Seite unserer Seele ein Schwergewicht legen, während die andere durch dasselbe Gewicht in die Höhe geschnellt wird. Wer sich in völligem Einklang mit seinen Lebensgeschicken befände, den würde das Leben nie zum Kampfe herausfordern, er würde nie seine 'eigene Kraft gebrauchen, seine eigene Kraft üben lernen. Schon das Kind lernt an dem Schmerz, den ihm das Fallen bereitet, die Kunst des Gehens, an dem Verlangen, das zu fassen und zu heben, was ihm der Raum versagt hat, ist ihm der Trieb erwacht, über sich hinauszuwachsen, den Raum zu bezwingen, und die Gefahr, die sein junges Leben aus seiner Ruhe aufstört, wird ihm zum Lehrmeister, durch den es neue Sicherheit und neue Kraft gewinnt. Jede Not, die über den Menschen kommt, ist eine Störung seines Gleichgewichtes, und Not lehrt nicht nur beten, sondern mehr noch arbeiten. Jeder Hunger, den der Mensch empfindet, ist die Meldung, daß das normale Maß zwischen Bedürfnis und Befriedigung überschritten, überwunden ist, und der Hunger wird der große Lebenswecker, der die Sinne schärft, den Willen stählt, den Geist erfinderisch macht, um neue Mittel der Sättigung zu schaffen. Alles, was wir Kultur des Lebens nennen, ist im Grunde aus der Not geboren, die die Menschen aus ihrer trägen Ruhe aufscheucht und in ihnen den heißen Drang geweckt, etwas

neues, etwas anderes zu schaffen, als sie bis dahin gehabt und gekannt. Jeder Wissensdrang ist aus einer Frage entstanden, einem Zweifel, und Frage und Zweifel sind eine Störung des Gleichgewichts der Seele, ein Unbefriedigtsein mit dem, was dem Geist bis dahin genügt hatte. So unentbehrlich sind dem Menschen diese Störungen, daß selbst die kleinste von ihnen nicht verloren gehen kann, und wenn eine ganz leise Frage, ein ganz kleiner Zweifel erst aufgetaucht ist, der von sich aus noch kaum imstande war, auf der Wage des geistigen Lebens sein Gewicht bemerkbar zu machen, so wucherte aus dem Kleinen immer das Größere und Schwerere, bis der Wagebalken sich drehte und auf die Seite der Frage sich neigte. Und wenn die Menschen künstlich die Wage der Seele im Gleichgewicht zu erhalten suchten, wenn sie alle Gewalt im Himmel und auf Erden aufboten, um den Menschen das Fragen und Zweifeln zu verbieten und sie künstlich in der Ruhe ihrer Seele zu erhalten: es half ihnen doch nichts; der Menschengeist, der das Gleichgewicht nicht ertragen konnte, ließ lieber Leben und Glück im Stich, er warf alle Sitten und Gesetze, so wichtig sie sich auch aufdrängen mochten, über den Haufen, um in der Unruhe seines Fragens und Suchens die Kräfte neuen Lebens zu gewinnen. — Und immer ungestümer, gewaltiger dringt das Leben auf uns ein, um uns aus der Fassung zu bringen, immer unruhiger wird die Seele, die alle festen Hütten abbricht und zu neuen Wagnissen und neuen Feldzügen sich rüstet. Und jedesmal, wenn es den Menschen eine Lust geworden zu leben, war es eine Wucht des Zweifels, die erst über sie gekommen, es war eine Finsternis, in die der helle Tag sich gewandelt, ein gewaltiger Druck, der auf der Seele gelastet, der seinen Gegendruck erzeugt. Was die Menschen

ihre Wahrheit nennen, in der sie ausruhen wollen, in der sie das Gleichgewicht ihres Geistes wiederfinden: nein, das ist keine Kraft, sondern eine Schwäche des Lebens, das schafft keine Männer, keine Ritter vom Geist, das hält sie in der Unmündigkeit und läßt sie aus ihren Kinderschuhen nicht herauskommen. Da muß erst solch eine Wahrheit, in der die Menschen ruhig und sicher lebten, kurz und klein geschlagen werden, es muß die ganze ungeheure Dissonanz der Welt auf sie einstürmen, bis durch das Übergewicht solcher Mächte die Seele aus ihrer Ruhe und ihrem Gleichmaß herausgeworfen wird, daß sie schauen lernt nach einer neuen Wahrheit und Erkenntnis und im Hunger sich erholt von den tötlichen Folgen der Sättigung. — Und wollten wir im Verkehr mit den Menschen uns das Gleichgewicht zu erhalten suchen, wie schnell würden wir einen Tod uns schaffen, wo wir das Leben suchten! Dieses Gleichgewicht, das wäre jene Liebe, wie jugendliche Phantasie sie sich vorstellen mag: eine Liebe, in der es keine scharfen Reibungen, kein Aufeinanderplatzen der Geister, nur ein ewiges Ja- und Amensagen, ein Ineinanderfließen und Durcheinanderfließen der Herzen gibt. Aber solche Liebe ist auch keine Freiheit, sondern eine Fessel, sie ist nicht eine Stärke, sondern eine Schwäche und Ohnmacht, und wer ihr sein Leben verschrieben, der hat damit sich selbst festgelegt, daß er darauf verzichtet, selbst zu wachsen und andere zum Wachsem zu bringen. Darum sorgt die Liebe selbst schon dafür, daß die Seele nicht im Gleichgewicht beharre. Sie hat eine Kraft der Unruhe in sich, eine eifernde Sucht, die ängstlich und peinlich ausschaut, ob ihr Gegenstand auch dem entspreche, was sie als Bild von ihm im Herzen trägt; und selbst in dieser Krankheit der Seele verrät sich noch der Instinkt der Liebe, die sich

unbefriedigt fühlt in jeglichem Besitz und den ewigen Hunger nach mehr Liebe in sich trägt. Darum gibt es in der Welt der Wirklichkeit kein Haus, in dem Brüder einträchtig beieinander wohnen, keine Ehe, in der die Menschen vom ersten Kuß bis in den Tod sich nur von Liebe sagen, keine Freundschaft, in der zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag sind. Überall gibt's Stöße, oft die härtesten und erschütterndsten Stöße da, wo die reinste Liebe unter den Menschen lebendig ist — und daß das so ist, das ist gut so! Denn diese Stöße erschließen erst neue Seiten des inneren Lebens bei denen, die wir lieben, sie bringen ein Unterstes zu oberst und werfen so manches, was oben an der Oberfläche herumschwamm, in die Tiefe zurück. Erst im Streit der Liebe zerfällt das Wahngebilde, das die Seele aus ihren eigenen Empfindungen heraus von einem Menschen sich gebildet, treten die wahren und echten Umrisse eines Menschenwesens klar zutage, daß wir nicht mehr ein Phantom unserer Phantasie, sondern den wahren, lebendigen Menschen vor uns sehen. Und diese Stöße rütteln uns selbst durcheinander, daß wir merken, wo wir selbst den Menschen etwas sein und geben können, nicht um sie zu genießen, um mit ihnen zu schwärmen, sondern um mit ihnen und an ihnen zu arbeiten. In solchen Stößen handelt es sich für uns darum, den Mut der Liebe zu gewinnen, die in allen Dingen der Wahrheit sich freut, und die kein höheres Ziel kennt, als in Aufrichtigkeit und Lauterkeit den Menschen zu dienen, daß sie auch aufrichtig und lauter werden. Wo wir Menschen finden, die in dieser ewig gleichmäßigen, harmonischen Liebe, einer Liebe ohne Streit und Erschütterung, ihr Lebensideal suchen, da können wir ihnen auch voraussagen, daß sie mit ihrer Liebe kein Leben schaffen, sondern den Tod, daß sie

auch für sich selber in ihr kein Wachstum finden und keinen Reichtum, sondern ein Absterben und eine Armut. Darum wollen wir jeder Liebe danken, die uns das Gleichgewicht stört, die in sich selbst eine Unruhe und einen Kampf birgt, daß sie uns nicht rosten und rasten läßt!

So denken wir denn: wenn auch Welt und Menschen uns beständig in Atem und Bewegung erhalten, so soll doch in uns ein Friede sein. Da wollen wir das Gleichgewicht uns wahren, das Asyl uns schaffen, dahin wir uns flüchten können, wenn Welt und Menschen uns von allen Seiten drängen! Dahin wollen ja alle die uns führen, die als Seelenärzte sich uns anbieten, die weltlichen und die geistlichen, die alle darauf aus sind, der Seele einen Halt zu bieten, an dem sie ihren Stützpunkt finden kann, wenn sie aus den Fugen zu gehen und ihr inneres Gleichgewicht zu verlieren droht. Aber die Arznei, die da der Seele geboten wird, ist ein Betäubungsmittel, eine Narkose, in der der Mensch willenlos gemacht wird, um in seiner Willenlosigkeit sich über alle Unruhe des Innern hinwegzutäuschen. Es ist der Pharisäer, der gezüchtet wird, oder der Philister, die beide ihren Frieden mit sich selbst machen und ihr Gleichgewicht darin finden, daß sie beständig sich vormachen, wie herrlich weit sie's gebracht haben. Da sind doch die Naturen die wertvolleren, die in sich selbst die göttliche Unzufriedenheit tragen, die sich immer wieder aufrütteln und durcheinanderrütteln, wenn sie einmal zum Augenblicke sprechen möchten: verweile doch, du bist so schön! oder wenn sie einmal von sich selbst meinen, jetzt sei's genug mit ihnen, jetzt seien sie endlich einmal fertig, etwas Ganzes geworden. Wahrlich, wenn das des Lebens Ziel wäre, aus dem Innern alles zu verbannen, was uns hin- und herreißt, was uns

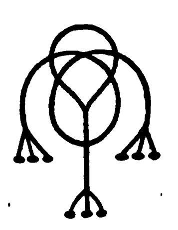
emporhebt und in die Tiefe schleudert, dann müßten wir die Dumpfheit und Stumpfheit segnen, die von Hause aus niemals herzzerreißende Wunden des Lebens empfunden und nie die Kraft eines inneren Selbstwiderspruchs kennen gelernt. Wer nie zu sich selbst ein kräftiges „nein" gesprochen, nie mit sich selbst gerungen, um all sein Gutes als ein Böses zu werten und neue Werte des Lebens für sich zu schaffen, der ist sich selber wertlos geworden, er hat nie gelernt, daß alles Leben ein Streben, aber alles Streben auch ein Irren ist.—

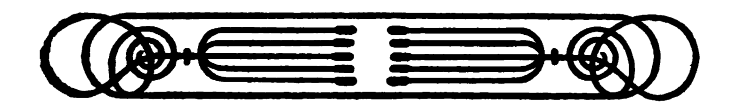
Aber ist nicht die Störung des Gleichgewichtes, die wir empfinden, zugleich eine Kraft, die Störung aufzuheben und zu überwinden? Wenn wir im Gleichgewicht nicht leben können, so doch auch nicht ohne das sichere Gefühl, daß es noch eine Ruhe gibt, die vorhanden ist für alle Menschen, wenigstens für alle ehrlich ringenden und kämpfenden Menschen. Und das ist die andere Seite der Sache, daß wir mit Welt und Menschen und uns selbst nur kämpfen können, wenn wir mit ihnen allen Frieden haben, daß wir an allem, was uns fest, im Gleichgewicht erscheint, nur rütteln können, wenn wir von einem festen, inneren Gleichgewicht gehalten und getragen werden. Wie soll das zugehen? Seht in die Welt hinein, in der nicht zwei ihrer kleinsten Teilchen in Ruhe nebeneinanderliegen, die mit ihrer ewigen Bewegung den Menschen umfängt und ihn in ihr ruheloses Dasein hineinstellt; wo das Einzelne immer der Schwerkraft folgend das Gleichgewicht stört,— da ist das Ganze doch in ewiger Ruhe, in einem Gleichgewicht, das durch nichts gestört werden kann. Diese Schaffenskräfte der Natur, die Welten zersplitternd, in zügelloser Kraft jeder menschlichen Regel spotten, sind doch in sich gehalten durch ein ewiges Band und eine ewige Ordnung, daß nicht das Kleinste von

ihnen verloren gehen kann, daß auch ihr Tod und ihr Verderben nur Leben und Segen schafft. Und der Mensch, der diese Welttragödie mit erlebt, wie nach jeder Katastrophe, die in Blitz und Donner den Menschen erbeben macht, der Wunderbogen des Friedens über der Erde sich wölbt, wie in dem ruhelosen, rastlosen Weben der Welt das ewig gleiche, nimmer aus seiner Bahn weichende Schöpferleben offenbar wird, der steht, obwohl mitten in der Welt, doch zugleich über ihr, er legt sein Haupt der ewigen Ruhe in den Schoß, die das Ganze der unendlichen Welt in sich hegt und trägt. — Und wenn im Menschenleben die Gegensätze uns erschüttern, daß jede Liebe einen Haß in sich trägt, in dem sie sich gegen alles wendet, was sie liebt, wenn es keine noch so tiefe und reine Menschengemeinschaft gibt, der nicht die Reibung ihrer lebendigen Glieder, der lebendigen Persönlichkeiten, notwendig wäre, damit diese Glieder Menschen bleiben, Menschen werden, dann ist doch das unser Gleichgewicht in der großen Menschengemeinde, daß wir auch in allen Gegensätzen und Trennungen, die uns schmerzlich berühren, nur empfinden, wie wir unzerreißbar an sie gebunden sind, wie sie alle einander helfen, stärker, freier, größer zu werden, wenn sie nur wieder von dem Einzelnen hinblicken auf das Ganze, dem sie nicht fehlen dürfen, wenn's nicht an seiner Kraft und Schönheit eine Einbuße erleiden soll. Ja, diese Menschen, die uns so viel Ärger und Kummer bereiten mit all ihrer Torheit und Bosheit, wir möchten sie doch nicht missen, weil wir an ihnen gerade das lernen, was uns am meisten not tut: jedem das Seine zu geben, den Blick zu weiten, um auch das Fremdartigste zu verstehen und auch in dem Niedrigsten die gehaltene Größe, in dem Häßlichsten die verborgene Schönheit zu entdecken. Und wenn uns die,

die unserem Herzen am nächsten stehen, immer wieder aus der Fassung bringen, das Gleichgewicht unserer Liebe umwerfen: nun, so ist es doch nur ein Neues, uns noch Unbekanntes in ihnen, das solche Wirkung auf uns ausübt, und auch die ärgerlichsten Überraschungen, die sie uns bereiten, schaffen uns doch nur den Segen neuer Treue, daß wir an sie glauben, auch wo sie uns enttäuschen, daß wir an ihnen festhalten, auch wenn sie uns von sich stoßen. — Das ist das innere Gleichgewicht im Leben und Lieben der Menschen, daß wir endlich jedem seine Eigenart lassen, jedes Eigenart und Freiheit achten, um damit den Standort zu gewinnen, der mitten unter den Menschen und doch zugleich über ihnen allen steht, den Standort, von dem aus wir selbst in vollster Freiheit ihrer aller Freiheit segnen, um ihnen von unserem Reichtum anzubieten und aus ihrem Reichtum zu nehmen, bis ein jeder ein Lehrer und Lernender, ein Gebender und Nehmender zugleich geworden ist. — Nun wissen wir auch, was es mit dem inneren Gleichgewicht in uns selber auf sich hat. Wo wir selber uns die Stöße versetzen, die am tiefsten uns treffen, weil wir selber uns am tiefsten kennen, wo wir uns aufrütteln und uns in steter Unruhe erhalten, weil alles, was von außen, von der Welt oder den Menschen auf uns eindringen mag, doch erst durch unseren eigenen Urteilsspruch den Weg zu uns selber finden kann, — da fühlen wir doch in all diesen Stößen und Unruhen den Werdegang und die Werdelust des Lebens; das ist unsere Freiheit, daß wir nicht einmal die Sklaven von uns selbst sein dürfen, daß wir die Gewalt über uns haben, uns zu verneinen in allem, was vor uns nicht mehr Stand halten kann, und alle die Qual, die wir uns schaffen, indem wir uns selber aus dem Gleichgewicht bringen, ist doch nur die

Lust der freien Geister, die in sich selbst eine ewige Schaffens- und Gestaltungskraft ihrer selbst entdeckt haben. — Gott heißt das ewige Gleichgewicht der Seele: nicht der ferne, unbekannte Gott, den die Menschen sich vorstellen mit der großen Wage in der Hand, die immerdar hin- und herschwankt, daß er immerdar mit seiner Allmachtskraft das Gleichgewicht wieder herstellen müßte, sondern der eigene, lebendige Gott, dem es ziemt, die Welt im Innern zu bewegen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen, so daß, was in ihm lebt und webt und ist, nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt. Wer ihn gefunden in der Welt, in den Menschen, im eigenen Herzen, der hat den ruhenden Pol in allem wogenden und wallenden Leben. Wer ihn in seinem Leben lebendig fühlt, dem löst sich aller Widerspruch des Daseins, alles unruhige Stürmen und Drängen des Lebens in den Frieden des Ewigen, der hat das innere Gleichgewicht, das um so mächtiger ihn hält, je mehr alles um ihn und in ihm aus der Fassung gerät.





Innere Ehre

In der Entwicklungsgeschichte des Lebens reden die Naturforscher von einem Gesetz, das sich in dem Überleben des Passendsten äußert. In den zahllosen Lebenskeimen, die über die Erde ausgestreut sind, sind einige, die durch die natürliche Ausstattung ihrer Organe bessere Lebensmöglichkeiten besitzen als die anderen; sie sind es dann, die die andern überdauern und in ihren Nachkommen wieder lebensfähigere Existenzen für die Zukunft schaffen. — So scheint die Natur sehr aristokratisch eingerichtet. Sie legt es überall an auf die Auswahl der Besten. Die Besten sind die Lebensfähigen, die Starken, und sie sorgt schon durch ihr eigenes Lebensgesetz, daß das Minderwertige, das Schwache im Leben verschwinde. So brauchen wir nur der Natur freien Lauf zu lassen, wir brauchen nur das, was nicht leben kann, dem Tode zu weihen, um überall dem Leben seinen Bestand zu sichern und ihm das Gesicht zu geben, das unter allen möglichen das beste und schönste sein muß. Ihr wißt, wie dieser Gedanke die Geister beherrscht hat, die für das Menschenleben das freie Spiel der Kräfte, die freie Konkurrenz als das richtigste, weil naturgemäßeste Lebensprogramm gefordert haben. Wer im wirtschaftlichen Daseinskampfe nicht bestehen kann, hat damit bewiesen, daß er nicht lebensfähig ist. Es hieße also die Welt verpfuschen,

wenn solche Existenz durch den Schutz der Gesellschaft künstlich am Leben erhalten würde. Das Schwache pflegen, dem Starken wehren, seine Überlegenheit dem Schwachen gegenüber geltend zu machen, das ist eine Umkehrung der Naturordnung, der Grund und Quell alles Verderbens unter den Menschen. — Allein so einfach, wie diese Lehre die Natur zu deuten unternimmt, ist die Sache doch nicht. Die Lehre wäre richtig, wenn wir imstande wären, eine richtige, unter allen Umständen richtige Größenschätzung in das Leben einzuführen. Aber die Größenschätzung, die wir an das Leben legen, bleibt doch nur an seiner Außenseite, seiner Oberfläche stehen. Wenn nun der Baumriese alle die andern Pflanzenexistenzen hinter sich gelassen, daß sie nur noch als kleine Sträucher und Moose am Boden haften, wie kommen wir denn dazu, den Baum als den Stärkeren höher zu bewerten, ihm überhaupt nur das Urteil, daß er der Stärkere sei, zuzuerkennen? Doch nur, weil er unserem Menschenauge mehr imponiert, weil wir nach unserem Menschenkalender die Zahl seiner Jahre höher bemessen. Aber ist denn dieser Maßstab auch ohne weiteres richtig? Ist er unbedingt richtig? Für das Ganze der Natur ist der kleine Halm, den ein Lufthauch knickt, gerade so notwendig wie die stolze Eiche, die allen Stürmen Trotz bietet. Was wir das Stärkere nennen, das ist doch wieder so abhängig von dem Schwächeren, dem Kleinen und Kleinsten, daß es ohne dieses gar nicht sein kann. Wenn aber das Schwächere dem Stärkeren erst das Dasein ermöglicht, dann ist es in Wahrheit ja doch das Stärkere; es hält und trägt doch mit seinen Kräften das ganze Gewicht des Stärkeren; die Kraft des Stärkeren ruht in Wahrheit in den Kräften des Schwächeren. Und der Mensch selbst ist in seinem Dasein ein Beweis, wie falsch diese Ober-

flächenschätzung des Lebens sein muß. Gegenüber den Existenzen, die der Mensch überlebt, überdauert hat, ist er nur ein winzig kleines und schwaches Geschöpf. Aber während das Mammut und das Riesenfaultier längst nur noch ein versteinertes Dasein führen, ist der Mensch lebendig, schöpferisch, in stetem Wachstum begriffen. Und unter den Menschen selbst sehen wir beständig die Höhenmenschen absterben, die andern, die in der Tiefe leben, auftauchen und dann alle Höhenschätzungen zunichte machen. Was uns als das Stärkste erscheint, muß deshalb doch nicht immer für das Leben das Passendste sein. Es muß noch eine andere Größenschätzung geben als die, welche uns durch den äußeren Maßstab des Lebens geboten wird. Es muß vor allen Dingen in der Menschenwelt Aristokratien geben, die ganz und gar nicht zusammenfallen mit den Lebenskreisen, die wir gewöhnlich dafür in Anspruch nehmen, einen inneren Adel, der doch allein dem Menschen wahren Wert zuerteilt und ihm die höchsten Lebenskräfte zuführt.

In dem, was die Menschen ihre Ehre nennen, drücken sie ihre Größenschätzungen untereinander aus, und die Begriffe von Ehre, die eine Zeit beherrschen, offenbaren uns, wie diese Zeit vom Wert des Menschen denkt, was sie ihm als lebenskräftig, als erstrebenswert vorhalten möchte. Da ist es denn nun keine Frage, daß wir eine Vorstellung von der Ehre finden, die sicher nicht dem Lebensfähigsten die Palme reicht, sondern gerade das Absterbende, Todesreife zu erhalten sucht. Wir schleppen uns noch immer mit einem Wust von Ehrbegriffen herum, die eigentlich schon längst begraben sein sollten, die einer rohen Zeit und Weise einmal als Maßstab für den Wert des Menschen gedient haben, die aber, über diese Zeit hinaus festgehalten, den gesamten Zustand des

Lebens verrohen. Wir können es von dem Wilden begreifen, wenn er seine Ehre in der Zahl der Skalpe sucht oder der Menge der Beutestücke, die er den erlegten Feinden weggenommen. Wir können es selbst von den homerischen Helden begreifen, wenn sie die blutige Rüstung des erschlagenen Feindes als Siegestrophäe auf ihren Wagen nehmen und stolz mit ihr ins Heer zurückkehren. In der Ehre, die der Naturmensch der überragenden Körperkraft und Geschicklichkeit zuerkennt, mag immerhin das erste Aufflackern des Gefühles der Achtung vor dem Können des Menschen, in der Wertschätzung des Mutes sogar der erste Anfang einer sittlichen Beurteilung des Menschen gefunden werden. Und wir sehen, wie die Menschen lange, lange auf dieser Stufe der Ehre stehen geblieben sind, wie ihre Lieder die Helden der blutigen Feldschlacht verherrlichten, wie der Lorbeer des Krieges als die höchste Auszeichnung im Staate galt, und selbst in Friedenszeiten die Menschen im Kriegsspiel ihre liebste Unterhaltung fanden. Aber wie für den Menschen der Kampfplatz seines Lebens sich erweiterte, wie zuletzt die große, unendliche Welt die Macht wurde, zu deren Überwindung er seine Kräfte sammelte, da schrumpfte diese kriegerische Ehre immer mehr in sich zusammen. Ein Kämpfer, ein Krieger wurde der Mensch, der die Übermacht der Natur in seinen Dienst zu nehmen sucht, der ihren Gefahren trotzt, ihren Schrecken mutig standhält. Wo der Mut und die Kraft des Kriegers nur ausnahmsweise in Tätigkeit treten, da ist der Arbeiter in stetem Kampf mit einem überlegenen Feinde begriffen, mit den Elementen, die das Gebild der Menschenhand hassen, und der Forscher, der dem Menschen die Waffen sucht in diesem Kampfe, er ist der größere Feldherr, der von seinem Lager aus den großen Kampf des Da-

seins leitet. Da ist eine neue Macht eingetreten ins Leben, die dem Menschen eine neue Ehre, einen neuen Adel sichert, der Geist, der stärker ist als die Faust, der vernünftige Gedanke, gegen den zuletzt selbst Kanonen sich als ohnmächtig erweisen. Der Denkermensch, das ist nun der höherwertige Mensch, er bildet eine Geistesaristokratie, deren Glieder auch eine höhere Menschenehre unter sich darstellen. Jetzt ist die alte Ehre, die Ehre der brutalen Kraft, der rohen, kriegerischen Gewalt, dem Absterben geweiht, aber weil sie doch nicht sterben will, so hält sie ihren Glanz und Schimmer künstlich aufrecht, sie strahlt in die Vergangenheit zurück, was doch in der Gegenwart nicht mehr als lebenschaffend anerkannt ist, sie wird Geburtsehre, Standesehre. In der Geburtsehre soll eine Größenschätzung des Menschen, die wir heute nicht mehr gelten lassen, die wir geradezu als falsch, als irreleitend anerkannt haben, künstlich konserviert und der Gegenwart aufgedrungen werden. Wo der Geist etwas durchaus Persönliches ist und nur dem einzelnen Menschen, in dem er wirksam ist, seinen Wert verleiht, will nun die Geburtsehre etwas ganz und gar Unpersönliches schaffen, sie will dem Menschen einen Wert beilegen, an dem er ganz und gar unbeteiligt ist, und es ist sicher eine der Seltsamkeiten der Menschennatur, daß auch die geistigen Menschenwerte immer noch hinschielen nach den Abzeichen und Formen einer Ehre, die mit dem, was uns als das Höchste erscheint, beständig auf Kriegsfuß lebt, daß Geistesmenschen und Denkermenschen noch lüstern sein können nach einem Adel, dessen Ursprung den schroffsten Gegensatz bildet zu allem, was Geist heißt. Darum ist es eine Umkehrung der wahren und echten Lebenswerte, wenn die Ehre der Toten noch heute unter uns mehr gilt als die der Lebenden, wenn ein Titel, ein Orden, eine

Ranges- und Standeserhöhung sogar denen noch Eindruck macht, die doch in geistigem Schaffen und Wirken ihren eigentlichen Lebensberuf finden. Darum finde ich es so unsagbar traurig, wenn diese Jagd nach äußerer Ehre, dieses peinliche Halten auf die Bezeugung der äußeren Ehre, auch diejenigen Kreise ergreift, die von der Hoheit und Würde geistigen Lebens durchdrungen sein sollten, und wenn erst die, die Führer sein sollten zu geistiger Freiheit und geistiger Größe, dieser Titelsucht und Titelwut verfallen, dann geht sicher in dem Begriffe der Menschen über das, was das Beste ist, und über die, die die Besten sind, eine heillose Verirrung und Verdunkelung vor sich. — Und noch schlimmer als die Titelehre ist die Geldehre. Es ist nicht zu sagen, wie der goldene Glanz die Menschen besticht, daß der jämmerlichste Wicht die Schar der Verehrer um sich sammelt, die seine Tugenden preisen, daß die geistloseste Torheit ihre Bewunderer findet, die ihre Klugheit und Intelligenz der Welt verkünden. Das ist die tollste Umkehrung aller Größenschätzung, daß der Wert des Menschen steigt und fällt mit seinem Einkommen, seinem Besitz, mit dem Äußerlichsten, was es für ihn geben kann, wovon sein inneres Menschenwesen gar nicht berührt wird. Und weil diese Größenschätzung nun einmal das Urteil fälscht und besticht, so geht unter ihr der Blick für wahren Menschenwert immer mehr verloren. Es gehört immer mehr Mut dazu, wenn der Einzelne sich diesem veräußerlichten, gefälschten Begriff der Ehre entgegenstellt und für sich einen Menschenwert sucht, der wirklich den Menschen, sein innerstes Wesen trifft, nicht das, wovon der Mensch gar nicht berührt wird. Darum beruht der wahre Wert des Menschen doch ganz und gar in seinem Innern, in den Kräften, die sein eigenstes, wahrstes Selbst, seine Persönlichkeit ausmachen.

Damit gewinnen wir einen Maßstab, der für alle Menschen paßt, dem wir sie alle unterwerfen müssen, die den Menschennamen tragen. Hoheit, gewiß, die gibt es für das Menschenwesen. Aber sie ist ein innerer Adel der Seele, das Vermögen, von hoher Warte aus weit hinauszuschauen in alle Gebiete des Lebens, mit freiem Blick alles zu umfassen, was in der Nähe und der Ferne vor sich geht. Der Mensch mit der niedrigen Seele lebt in der Enge, er kommt nicht hinaus aus dem Gesichtskreis, der ihn von Jugend auf umfangen. Er sieht den Menschen nur, wenn er ihm in allbekanntem Gesicht, in allbekannter Tracht begegnet, wenn er die gleiche Sprache redet wie er, in die gleiche Kirche geht, zur gleichen Parteifahne schwört wie er. Das ist das Zeichen aller kleinen, niedrigen Seelen, daß sie immer nur sich selbst im Menschen suchen, unfähig das Fremde zu verstehen, das Fremde zu werten. Da ist es ein Naturgesetz des Lebens, daß diese innere Hoheit in dem Maße uns verloren geht, wie wir selber dem Fluch jeder äußerlichen Ehre verfallen, die den Menschen nach Rang und Stand, nach Geburt und Titel einschätzt. Da sinkt der Mensch innerlich immer tiefer und tiefer, er wird immer ärmer und ärmer, und das ist wahrlich die niedrigste Gesinnung, die sich zu erhaben dünkt, an menschliche Größe, menschlichen Adel auch außerhalb der Grenzen der eigenen Kaste zu glauben. Ich habe längst gelernt, den Wert eines Menschen danach zu beurteilen, wie er selbst über den Wert anderer urteilt. Wer da mit Massenbezeichnungen arbeitet, wähnend, daß in dem einen Kreis der Menschen nur Gutes, in dem andern nur Böses zu finden sei, der ist immer ein niedrig denkender Mensch, so hoch er äußerlich im Leben stehen, so viel Wissen oder Besitz er gesammelt haben mag. Die wahre Vornehmheit der Gesinnung dagegen weiß

sich auch dem fremdartigsten, dem niedrigsten Menschenwesen mit dem Verständnis zu nahen, das von der eigenen Lebenshöhe herab in die Weite schaut, mit freiem Blick auch Fernstes messend. — Und zum Menschenadel rechne ich den inneren Mut, der ungleich schwerer wiegt als die Leidenschaft, die blind in die Todesgefahr des Tages sich hineinstürzt, jene innere Tapferkeit zarter Seelen, die einer gegen sie anstürmenden Welt standhalten, um sich selber treu, in sich selber wahr zu bleiben. Das sollten wir bald gelernt haben, daß das Leben zu ertragen oft unendlich viel schwerer ist als der Tod, daß ungleich mehr Mut dazu gehört, zu leben als zu sterben. Denn leben heißt doch nicht nur essen, trinken, schlafen, vegetieren, es heißt sich in sich selbst festigen und sammeln, die eigenen Lebenskräfte verstehen und sie zur höchsten, reifsten Entfaltung bringen, es heißt Widerstände überwinden, die uns Licht und Luft für unser Innerstes wehren, die geheimsten Spalten auffinden, aus denen die Wurzelfasern unserer Seele noch Nahrung saugen können. Da gibt es stilles, verborgenes Heldentum, von dem kein Denkmal erzählt und kein Lied Kunde singt, ein Heldentum, bei dem der Mensch Todeswunden im Herzen trägt und doch weiter ringt und weiter kämpft, wo alle qualvollen Rätsel des Lebens auf die Seele einstürmen, und sie keinen Ausweg sieht, der die Lösung bringen könnte, wo eine finstere Nacht die Seele umfängt und kein einziges Sternchen mehr vom Lichte kündet, das durch die Welten flutet, wo alle Stützen zusammenbrechen, an denen der Mensch sich halten könnte, und wir uns ganz auf uns selbst gestellt finden, die ungeheure Verantwortlichkeit des Daseins empfindend, die uns niemand abnehmen, die wir nur selber tragen können. Solches Leben leben, das ist Mut, nicht Heldenmut, der ansteckend wirkt auf die Massen, die in

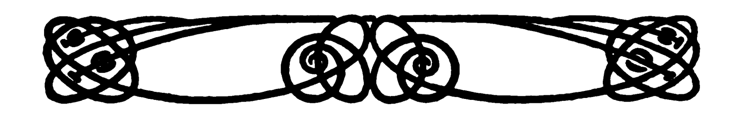
einer Reihe und einem Glied stehen, sondern persönlichster Mut, wo tausend Speere auf die Seele gezückt, tausend giftige Zungen bereit sind, ihr Zerstörungswerk im Leben zu treiben, und doch der Einzelne Stand hält, ihnen allen Trotz bietet, die gegen ihn stehen. Und wer diesen inneren Mut nicht besitzt, den Mut der Wahrhaftigkeit, der Treue gegen sich selbst, das Eigene zu sein und zu leben, der ist ein Feigling durch und durch, soviel er auch mit seiner Kriegstapferkeit prahlen möge. Es fehlt ihm die wahre, innere Ehre, die es ihm unmöglich macht, eine Lüge zu leben, eine Maske zu tragen, hinter der sein wahres Wesen sich verbergen muß. — Und innerer Adel, das ist die Kraft der Liebe, die Segen spendet allenthalben, die aus sich selbst das Höchste macht, um die Menschen zu ihrer Höhe emporheben zu können. Der alte Adel, das war die Kraft der Vernichtung, der Unterdrückung, der Zerstörung des Lebens, damit der Stärkere sich das Leben des Schwächeren aneignen könne. Der neue Adel übt seine Stärke im Schutz des Schwachen, in der Erhebung der Niedrigen, der Befreiung der Unterdrückten. Was will es heißen, wenn wir die Sieger nennen, die mehr Menschen getötet haben, als im eigenen Lager getötet worden sind! Diese Sieger haben sich noch immer selbst die innere Niederlage bereitet, wenn nicht ihr Töten zugleich die Kräfte sammelte, um Tote zum Leben zu erwecken. Es gibt in der ganzen langen Weltgeschichte keinen einzigen auf blutiger Wahlstatt erfochtenen Sieg, der nicht dem Sieger selbst eine geistige Gefahr worden wäre, die Gefahr des Übermutes, der falschen Wertschätzung der Lebenskräfte, als ob das Schwert und die Kanone die ausschlaggebenden Kräfte in der Menschenwelt seien. Da gibt es andere Siege, die sieghafter sind als alle, deren Triumphlieder gesungen werden: die Siege, in

denen die Liebe dem Tode seine Opfer entreißt, wo Opfersinn und Opferkraft vor keinem Verderben der Menschen zurückscheut, um die Sümpfe auszutrocknen, aus denen Pesthauch emporsteigt in die Menschenwelt. Und wenn Kraftnaturen eine Armee sich sammeln, um zum Kampfe gegen alle menschenmordenden Mächte zu rufen, wenn sie rückhaltlos allen Wahn und alle Finsternis anfassen, um die Sklavenketten der Menschheit zu brechen: dann ist es die große Kraft der Liebe, die solchen Kampf führt, es ist der höchste Menschenadel, der in solchem Befreiungskampfe seine Kräfte entfaltet. Diese Menschenehre verschmäht jede äußere Schätzung, sie kennt nur einen Maßstab: die Größe des Leids in der Menschenwelt, dem sie Trost und Hilfe bringen möchte. Und wenn sie sich übermannt fühlt von dieser Größe, wenn sie hoffnungslos die Hände sinken lassen möchte, weil der Tropfen zu klein ist, um das große Weltmeer auszufüllen: nun, dann reift an solcher Ohnmacht die Seele zu dem Letzten und Höchsten, daß sie gar nicht mehr den Erfolg als den eigenen Lohn in Rechnung setzt, sondern das Gute tut, weil es das Gute ist, rein um der Sache willen, mit der inneren Notwendigkeit der Liebe, die gar nicht anders kann, als auch im Kleinsten, im Erfolglosesten die ganze große Treue bewahren.

Innerer Adel, innere Größe, — ja, wenn wir nur den Blick uns geschärft haben für das, was diese Worte bedeuten, dann werden wir wohl unsere Urteile über Menschen und Menschenwert oft umstimmen müssen, aber wir werden dabei keinen schlechten Tausch machen. Wir werden echte Menschengröße dann oft finden, wo wir sie gar nicht vermuteten, unter der unscheinbarsten Hülle, in aller Niedrigkeit und Verborgenheit des Lebens. Aber wir werden auch für uns

selbst eine neue Lebenskraft und Lebenslust gewinnen. So viel uns versagt sein mag von dem, was Menschen schätzen, die die äußere Ehre nur suchen und kennen: innere Vornehmheit der Gesinnung, Hoheit, Tapferkeit, Liebe des Herzens, — das ist uns allen möglich, weil wir alle — Menschen sind!





Innere Notwendigkeit

Das Rätsel, das der Mensch in sich selber trägt, kommt ihm zunächst in dem beständigen Widerspruch zwischen seinen Wünschen und seinen Geschicken zum Bewußtsein. Der Wunsch ist eine natürliche Lebensäußerung des Menschen, die ihn auf Schritt und Tritt begleitet und ihn nicht losläßt bis an den Tod. Und wer seine Wünsche zum Schweigen bringen würde, würde damit einer Kraft seines Menschenwesens sich entäußern, er würde in träumerischer Dumpfheit und Stumpfheit erstarren. Aber das Leben deckt sich nicht mit unseren Wünschen. Selbst wenn einmal für den Augenblick beides zusammentrifft, springt der Wunsch sofort wieder vom Wege ab, ja, er schafft sich an der Erfüllung, die ihm geworden, den Stachel, der ihn zu einer neuen Entfaltung seines Verlangens treibt. Und die Wünsche wachsen mit dem Menschen. Je größer und feiner der Mensch ist, desto größer und feiner wird auch sein Wunschleben. Von den handgreiflichen Bedürfnissen des Leibes wendet sich der Wunsch zu denen des Geistes, über das, was uns persönlich angeht, wächst er hinaus zu dem, was die Menschen unserer Liebe, was alle Menschen angeht. Aber auch den verfeinertsten und vergeistigsten Wünschen ergeht es nicht anders als den rohesten und materiellsten, sie schaffen aus sich selbst immer neue

Wunschtriebe, und sie können doch noch weniger als die anderen auf ein volles, endgültiges Ziel ihrer Erfüllung und Verwirklichung rechnen. So wird der Mensch mit dem ewigen Wunsche im Herzen sich selbst die ewige Unruhe, und unser inneres Leben erscheint als das tückische Gefäß, das, einmal entsiegelt, stets neue, lustige Wunschgestalten aus sich heraus gehen läßt, die uns in immer glänzenderen Farben als Wünsche umgaukeln. — Aus den Wünschen aber gestaltet der stärkere Mensch seinen Willen. Je schroffer der Widerspruch zwischen dem, was wir wünschen, und dem, was wir erleben, desto mächtiger ergeht der Appell an den Willen, aus dem Traumleben der Wünsche zu erwachen und in energischer Tat die Gestaltung des Lebens selbst in die Hand zu nehmen. Der tüchtige Mensch wartet erst gar nicht auf die Erfüllung seiner Wünsche. Er gestaltet sich ein Lebensziel, dem er zustrebt; das ist dann der eine Wunsch, der alle anderen aufgesogen, und dieser eine ist nicht mehr Wunsch, sondern Lebensaufgabe, Willenstat. Diese Wandlung vom Wünschen zum Wollen bedeutet den großen Riesenschritt in der Entwicklung unseres inneren Lebens. Sie ist die Tat der Sammlung, durch die die zerstreut auseinandergehenden Menschenkräfte auf einen Punkt hingelenkt werden, an dem sie sich betätigen, an dem sie ihre Kraft erproben sollen. Wer in seinen Wünschen beharrt, wird zuletzt an seinen Wünschen unrettbar krank. Sie zerren ihn mit in ihre uferlosen Weiten und reißen ihn auseinander, bis er sich selber verloren. Wer seine Wünsche zu einem Wollen verdichtet, befreit sich damit von der Qual der Wünsche, er wandelt das, was ihm ein Gift hätte werden können, zu einer Quelle der Gesundheit und der Kraft. Der Wollende bestimmt sich selbst seinen Weg, und geht ihn dann mit

festem, sicherem Schritt; er läßt die Zukunft nicht an sich herankommen, sondern trägt ihr sein eigenes Streben entgegen, er steht beständig wie der Jäger auf der Lauer, ausspähend, wo ihm ein Ereignis sich darbietet, mit dem er die Beute seines Lebens vermehren könne. — Aber auch dem Wollenden macht sich der Widerspruch zwischen dem, was er sich selbst als Lebensziel gesetzt, und dem, was das Leben ihm dafür bietet, bemerkbar; dieser Widerspruch verschärft sich ihm sogar in dem Maße, wie er sich bewußt ist, alle seine Kraft zur Erreichung eines Zieles, das das Leben ihm dann doch versagt, verwandt zu haben. Und auch der Wille geht wie der Wunsch immer wieder über sein Ziel hinaus. Was er erreicht, wandelt sich ihm sofort in ein neues, größeres Ziel, es meldet ihm nur, was er noch nicht erreicht hat. Dieser Widerspruch zwischen dem Geschick und dem Willen ist so mächtig, daß an seiner Empfindung auch der Stärkste immer wieder zu tun hat. Er ist so ganz und gar innerlich, daß auch seine Lösung nur im Innern der Menschenseele erfolgen kann, erfolgen muß.

Freilich ist es den Menschen bequemer, dieser inneren Lösung des Widerspruches auszuweichen. Sie vertrauen sich der Kirche an, die, wie so vieles andere, auch dieses für sie zu besorgen verspricht, daß sie ihnen den Ausgleich schaffen will zwischen ihrem Geschick und ihrem Willen. Das Geschick kommt nach Gottes Willen, und Gottes Wille ist weise und gut, auch wenn der Mensch ihn nicht begreift, ja, ihn als ein Übel empfindet. Gottes Gedanken sind nicht unsre Gedanken, sie sind soviel höher als unsere Gedanken, wie der Himmel höher ist als die Erde. Darum gebührt es dem Menschen zu schweigen, stille zu sein, sich fraglos dem Willen Gottes zu unterwerfen: „Nicht wie ich will, sondern wie Du

willst!" Und da doch der Mensch das eigene Wollen nun einmal nicht ersticken kann, da es sich in ihm regt mit der Allgewalt eines Naturtriebes, seines elementaren Menschenwesens, so verlegt die Kirche die Ziele des Willens in das Jenseits. Dort soll alles, was des Menschen Herz begehrt, ihm zuteil werden, ja, mehr als das: über Wissen und Verstehen soll ein Glück auf ihn warten, das er mit seinem beschränkten irdischen Fassungsvermögen sich nicht einmal ausdenken kann. In Wahrheit kommt aber bei dieser Lösung des Widerspruches der Wille zu kurz. Es ist die tötlichste Willenslähmung, die damit dem Menschen zugemutet wird. Nur der soll dort seines Lebens Ziel finden, der hier auf alles verzichtet, was ihm erstrebenswert erschienen, der sich hier seines Willens entäußert, um willenlos dem Kirchenwillen zu folgen. Gewiß, wer diesen Weg gegangen ist und noch geht, der hat damit Ruhe gefunden für seine Seele. Er bäumt sich nicht auf, wenn das Geschick des Lebens ihn zermalmt, er empfindet es als ein Unrecht, einen eigenen Willen zu haben, er faltet die Hände: Dein Wille geschehe. Das nennen die Menschen Geduld, Ergebung, und wem es am leichtesten wird, alles über sich ergehen zu lassen, was an Geschicken des Lebens ihn ereilt, wer am zuversichtlichsten darauf rechnet, daß für jede Last, die er im Leben getragen, ihm einmal nach dem Tode eine Lust und ein Trost als Ersatz geboten werde, der gilt als der Frömmste, der Demütigste, weil er nicht wagt, gegen Gott zu murren, weil er, das Geschöpf, nie zum Schöpfer spricht: warum machst Du mich also? — Aber wer so sich selbst, seinen Willen lästert, der lästert damit auch Gott, der dem Menschen erst den Willen gegeben, um dann von ihm zu fordern, daß er der Gabe sich so gründlich wie möglich wieder entäußere, er macht aus

dem lebendigen Menschen ein willenloses, totes Werkzeug und rechnet ihm als ein Verdienst, das himmlischen Lohnes würdig wäre, an, daß er nie etwas selbst gewollt, selbst getan, daß er immer nur einen anderen in sich hat wollen, durch sich hat wirken lassen. — Gegen diese leidende Frömmigkeit empört sich alles Beste im Menschen. Er will lieber alle Wunden aus dem Kampfe des Lebens an sich tragen, als eine Welt, in der überall die Ruhe, die Totenstille des Friedhofes herrscht, und je länger er den Willen unter das Joch der Kirche gebeugt, desto ungestümer pocht er jetzt auf seine Freiheit, auf die Kraft des Willens, sich noch jeden Zufall „in seinem Topfe zu kochen". Keine Worte sind dem Menschen jetzt so verhaßt wie die Worte: Zwang, Abhängigkeit, und das Ungestüm eines jugendlichen Willens träumt von einer Zeit, wo jede harte Notwendigkeit des Lebens aufgehört habe, wo es kein unerbittliches, ehernes Müssen mehr für den Menschen gebe, nur noch das eigene, freie, seiner selbst bewußte Wollen. — M. Fr.: wohin es führen wird, wenn dieses Lied vom souveränen, dem selbstschöpferischen Willen so weitergesungen wird, wie es im Rausch einer ersten Liebe durch die Seele zieht, das ist leicht gesagt. Wieder wird der große Rückschlag erfolgen, der die himmelstürmenden Giganten auf die Erde zurückwirft, es wird die große Müdigkeit kommen, wo der vom Heißhunger nach dem Unmöglichen erschöpfte Wille tastend eine Hand sucht, an der er sich halten könne, nachdem er in sich selbst haltlos geworden. Und der freie Mensch wird sich selbst ein Gespött und ein Gelächter, wenn er wieder inne wird, daß niemand seiner Länge eine Elle zusetzen kann, daß wir keinen Atemzug tun können, in dem wir nicht mit jeder Faser unseres Lebens gebunden sind an Gesetze, die wir nicht geschaffen, daß wir nicht einen kleinen

Finger regen können, ohne überall anzustoßen an die Umgitterung unseres Lebens, in dessen Abhängigkeit wir gehalten werden. So ist das unser Menschenlos, in dem ewigen Widerspruch von Geschick und Willen, von Abhängigkeit und Freiheit hin- und hergeworfen zu werden, daß jede Notwendigkeit, die auf uns lastet, den heiligen Zorn des Freiheitsdranges in uns erregt, und jedes Siegesgefühl der Freiheit uns sofort in die Ohnmacht unserer Gebundenheit hineinführt. — Aber wenn dieser Widerspruch so unvermeidlich erscheint, dann mag er wohl notwendig sein, notwendig für uns zum Leben wie ein tägliches Brot, wie der Hunger, der uns nicht nur dem Tode preisgibt, sondern uns auch am Leben, in der Gesundung erhält. Ja, dieses ganze, ruhelose Hin- und Hergeworfenwerden der Seele zwischen dem Drang des eigenen Willens, sich selbst zu betätigen, sich selbst zu gehorchen, und dem unerbittlichen Gesetz des Lebens, das auch unseren Willen beherrscht, ihn überall bindet, das ist die Entwicklungskraft, die Gotteskraft des Lebens, die uns aufwärts führt, deren Segen uns befruchtet, weil sie aus der leidenden Frömmigkeit uns immerdar zur tätigen aufruft und doch in der tätigen zugleich uns erhebt mit der Gewißheit, daß auch unser Wille gehalten ist von dem unendlichen, ewigen Gotteswillen der Welt. Gott sei Dank, daß es für uns noch ein Müssen gibt, — so mögen wir oft genug geurteilt haben, wenn der Wille mit uns durchgehen wollte wie ein wildgewordenes Pferd, das seinen Reiter dem Abgrund entgegenträgt. Ja, dieser Zwang der Notwendigkeit, die uns umgürtete und uns führte, wo wir nicht hinwollten, er ist oft genug unsere Rettung geworden, so drückend schwer wir es auch gefunden, daß wir außerstande waren, ihn abzuschütteln. Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht, —

wer sich nicht selbst befiehlt, bleibt stets ein Knecht! Und ein Spiel haben wir doch aus dem Leben gemacht, solange uns das „Du mußt!“ nicht überwältigt, und in dem, was wir zähneknirschend taten, lernten wir doch erst die straffe Zucht über uns ausüben, wir lernten, was wir konnten, wenn wir eben — mußten! Damit gab das Geschick, das über uns stand, seine Kraft an uns ab, wir lernten von ihm, wir begriffen den Sinn seines Lebens, in dem nicht alles nach unserem Willen geht, und fanden so einen höheren Willen, dem wir uns nicht blind unterwarfen und willenlos beugten, sondern den wir uns zu eigen machten, daß er auch ganz und gar unser Wille wurde. Das war es, was wir Pflicht nannten, nicht ein sklavisches Gehorchen, nicht ein Sichunterwerfen einem fremden, unverstandenen Gebot, sondern ein freies Tun dessen, was wir als notwendig erkannt hatten. Da stieg die Gottheit hernieder von ihrem Weltenthron und wurde aufgenommen in unseren Willen, das Geschick selbst wurde Wille in uns und durch uns. Das sind ja die willensstarken Charaktere, die zur rechten Zeit gelernt haben, die Kräfte der Not sich zu verbünden, aus dem Gewicht der schweren Geschicke, die auf ihnen gelastet, sich die Kraft zu entnehmen, die die Seele aufwärtshebt, um durch ruhige Übung, durch Anspannung aller Umsicht und Tüchtigkeit, dem Druck den stärkeren Gegendruck des Innern zu schaffen, bis der große, starke Mensch dankbar dafür wird, daß sich ihm das Leben nicht leicht gegeben, weil er all seine Größe und Stärke dem Schweren verdankt, das ihn immerdar zum Widerstande und Kampfe herausgefordert. Darum, wenn die leidende Geduld sich damit begnügt, in frommem Glauben sich selbst der über ihr waltenden Macht zu ergeben, so schafft die tätige Geduld die ausdauernde Kraft, die allen

Lasten des Lebens sich gewachsen fühlt, weil sie weiß, daß in jeder ein Reichtum des Lebens, eine Fülle neuer Kraft beschlossen liegt. — Und wenn wir das Müssen, daß unser eigenes Leben beherrscht, segnen, weil es uns prüft zu immer stärkerem, lebendigerem Wollen, dann begreifen wir auch die Notwendigkeit, die das ganze große Menschenleben beherrscht; wir segnen auch das große Müssen, das allen Widerstand der Menschen über den Haufen wirft, gegen das es keinen Willen gibt, keinen Willen der Fürsten und der Völker, keinen der Weisen und der Toren. Das ist die Notwendigkeit, die aus allem, was die Menschen Übles wollen, doch ein Gutes schafft, die aus blutigem Kriege und grenzenlosem Elende der Menschen die starke Sehnsucht schafft nach Frieden und Heil der Völker, die selbst in den Ketten der Knechtschaft sich die Waffen schmiedet für den Sieg der Freiheit und der Gerechtigkeit. Es ist doch nicht der Wille der Menschen, der den Gang der menschlichen Entwicklung bestimmt. Über diesem menschlichen Willen steht ein ewiger, ein heiliger Wille, dessen Wucht immerdar sein eigenes Gewicht an die Menschen abgibt, auch wenn er sie zu erdrücken droht; es ist der, der uns den Glauben ins Herz gibt, daß aus allen Ruinen der Weltgeschichte stets neues Leben erblüht und uns in allen Irrwegen der Menschheit die Aufwärtsbewegung des Geistes zu immer reineren Höhen und schöneren Fernsichten erkennen läßt. Das ist nicht der passive, sondern der aktive Glaube, der Glaube nicht an den beschränkten Untertanenverstand, der sich blind einem über ihm waltenden Gott verschreibt, sondern der Glaube an den Volkswillen, an den Willen des Kleinsten und Einzelnsten, aus dessen Seelenbedrängnissen und Lebensgeschicken sich der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit, das heiße

Verlangen nach Wahrheit und Liebe entfaltet. — Und wie im Innersten des Menschen die Notwendigkeit selbst Freiheit, das Geschick Wille wird, so wird auch umgekehrt die Freiheit Notwendigkeit, der Wille wird Schicksal. Wir stehen mit unserem Willen vor tausend Möglichkeiten, die sich unserem Auge darbieten. Dann fangen wir an zu wählen und zu wägen, und zuletzt fassen wir einen Entschluß, den wir für den besten, den richtigsten halten. Aber immer quält uns der Gedanke, ob nicht eine andere Wahl doch noch die bessere und richtigere gewesen wäre, und wenn die Dinge anders kommen, als wir sie vorausgesehen und berechnet, dann bereuen wir unsere Wahl, die Freiheit der Wahl, die wir besessen, lastet auf uns, sie macht uns bei der nächsten Entscheidung, die wir zu treffen haben, nur immer unsicherer, wir prüfen noch peinlicher, überlegen noch gründlicher, und kommen zuletzt doch wieder zu demselben Ergebnis: anders wäre doch auch noch wieder besser gewesen! Da fühlen wir in einer entscheidenden Lebensfrage, daß es hier einmal für uns keine Wahl mehr gibt, unser Wille selbst ist ein Müssen geworden, das uns bestimmt: so, und nicht anders mußt du handeln! Was dann aus uns wird nach solchem Entschluß, das kümmert uns wenig. Wir sind einer Stimme gefolgt, die uns rief, gegen die es kein „nein, ich will nicht" mehr gab. Und was wir so taten, das war gut, gut für uns, auch wenn die ganze Welt es schlecht genannt hätte; das verteidigen wir als unseren eigensten Lebensbestand, — wir selbst waren uns Notwendigkeit geworden! So sind alle Großtaten des Menschengeistes zustande gekommen, nicht Werke der Überlegung und freien Wahl, sondern Werke der Notwendigkeit, wo die Menschen nicht zu sich sagten: das will ich schaffen, sondern wo es in ihnen

schrie: das mußt du schaffen! So ist auch alle Menschengröße, die wir anstaunen und verehren, dem inneren Lebensdrange entsprungen, auch wenn der Weg selber nach einem Golgatha hinaufführte; sie ist ein, ich kann nicht anders „— Gott helfe mir!" wenn da, wo dem Menschen noch eine Wahl, noch ein „auch anders können" geblieben wäre, unser Herz unbefriedigt vor dem Menschenbilde stände, das in aller Größe doch die Wucht eines Göttlichen, einer inneren Notwendigkeit würde vermissen lassen. Darum steht vor unserem inneren Leben ein Ziel, wo auch unser Wille Notwendigkeit geworden sein wird, eine Sicherheit des Wesens, die in jedem Augenblick fühlt, was uns gemäß ist; denn das Gute und Richtige für uns ist in jedem Falle des Lebens doch nur eins, und wenn wir dieses Eine verfehlen, wenn wir mit aller Überlegung und Zusammenstellung von Gründen uns an diesem Einen vorbeidenken, dann kommt die Unsicherheit über uns und die Wahl, die Qual macht. Dieses Eine kann uns niemand von außen her geben, es kann auch nicht durch ein Abwägen der äußeren Lebensumstände, der Rücksichten und Vorsichten gefunden werden, es muß aus dem eigenen Innern hervorbrechen und uns übermannen; wir sind erst in uns frei, wenn wir unsere Notwendigkeit begriffen, ergriffen haben. — Glücklich die Menschen, die wenigstens in allen großen Fragen des Lebens nicht mehr zu fragen brauchen, die ihren Weg gehen mit sicherem Schritt, weil sie sich selbst gefunden und das Gesetz ihres Wesens, daß sie nun nicht mehr irre an sich werden können! Wohl bleibt auch ihnen immer noch viel zu lernen übrig. Es kommen neue Wege, neue Abgründe und steile Höhen, wo auch sie wieder tastend und suchend umherirren, weil sie sich da, wohin sie verschlagen wurden, noch nicht genau auskennen.

Es kommen Finsternisse, Müdigkeiten, wo auch der klare Geist schwankt und auf den Lichtstrahl warten muß, der ihm die Seele wieder erhellt und den Mut ihm kräftigt. Wer aber einmal das Ziel seines inneren Lebens ergriffen hat, nach dem zu suchen, was ihm notwendig ist, der findet auch im Schwanken sich schnell wieder zurecht, denn notwendig ist ihm seine eigene Wahrhaftigkeit und Treue, ist ihm die Liebe, zu der alles Menschenwesen hindrängt, ist ihm Gott, der in seiner Seele lebendig wird, aus dem all unser Wollen entquillt und zu dem all unser Wollen hinströmt, der unsere Notwendigkeit ist, gegen die wir nichts vermögen, aber auch zugleich unsere Freiheit, mit der wir alles, was wir sollen, als die Kraft unseres eigenen schöpferischen Willens in uns fühlen.

